Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 15 — Gotha, 4. August 1928 — 42. Jahrgang

Inhalt: Um einen gnädigen Gott [Sp. 689] — Unzeitgemäße Betrachtungen [Sp. 690] — Das Objektive. Erste Hälfte [Sp. 692] — Zur Philosophie des Alt-Ob (Bachinger, Ritschl) [Sp. 698] — Vom Logos spermatikos in den Siegesliedern Pindars [Sp. 702] — Jüdischer und deutscher Geist. Erste Hälfte [Sp. 705] — Zur Reform des Ehescheidungsrechts [Sp. 710] — Was ist mir der Sonntag? Von Primanern beantwortet [Sp. 715] — Schrecken des chinesischen Bürgerkriegs [Sp. 719] — Aus Paris. Im Musée de la Guerre [Sp. 720] — Der dritte Kongreß für evangelischen Kirchbau [Sp. 721] — Eine Verlassene [Sp. 723] — Bücher und Schriften: Religio; Religionen der Erde (Clemen); Religionen der Menschheit (Anwander); Deutschtum in Rom (Noack); Reformation (Stickelberger); Lavater (Janentzky); Hauge (Günther); Claus Harms (Ehlers); Walten Gottes im deutschen Methodismus (Melle); Tanz des Lebens (Ellis); Sang des Lebens (Kühn); Gesicht und Antlitz (Ehrler); Auf rauhem Wege; Die Lichtbringer (Scheurmann); Verteilung der Erde (v. Hassel) [Sp. 723] — Wöchentliche Chronik [Sp. 731] — Verschiedenes: Eugenik und Evangelium; Heldenverehrung auf einem Bierabend; Schwindel mit Trunksuchtsmitteln; Kleine Mitteilungen [Sp. 732] — Versammlungskalender [Sp. 734] — Anzeigen

Um einen gnädigen Gott

Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Joh. 3, 17

Jeder evangelische Christ kennt den Notschrei, der Luther ins Kloster trieb: „O wann willst du einmal fromm werden und genugtun, daß du einen gnädigen Gott kriegst!" Es ist nachgerade schwer zu ertragen, wie von ernsten Theologen, Pfarrern, Christenleuten unsrer Tage dieses Wort mißbraucht wird. Darnach soll nämlich dies recht eigentlich Kern und Inhalt unsers täglichen Christenglaubens sein, daß wir angstvoll rufen: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott!" Und es wird dabei vorausgesetzt, daß wir mit dem Hebräerbriefe (10, 31) wissen: „Schrecklich ists, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen" und durch Jesus von einem Gott, „der Leib und Seele verderben mag in die Hölle" (Matth. 10, 28). Wenn man sich den recht vor Augen stellt, nein, wenn man sich vor den so recht hinstellt in seiner ganzen Blöße, da muß einem ja angst und bange werden um einen gnädigen Gott. Und das sei nun recht eigentlich die Haltung, die uns Menschen Gott gegenüber zukommt.

Aber mit dem, was Luther von sich erzählt, hat das nichts zu tun. Wir haben sein Wort früher allesamt auch immer ganz anders verstanden. Es findet sich in einer Predigt vom Jahr 1535 über die Taufe, die er selber veröffentlicht hat*). Luther schaut dort zurück auf eine für ihn überwundene Zeit, die schwer genug auf ihm gelastet hat, auf die Zeit seiner väter-katholischen Erziehung und Unterweisung, wo er nicht anders wußte, als man müsse „genugtun", um einen gnädigen Gott zu haben. Und er beklagt sich und die Kirche, daß das fromme Verlangen damit auf einen falschen Weg getrieben worden sei, als gelte es erst einen gnädigen Gott zu erlangen, während man ihn doch längst hatte. Denn was ist denn die Taufe — und über sie predigt er — anders, als daß dem Täufling ein gnädiger Gott geschenkt wird? Der Gott, der da kann, was kein Mensch kann: „Sünden tilgen, den Tod vertreiben, die Hölle auslöschen"? Dies ist das Werk Gottes, das er in der Taufe an dem Christenkinde tut, daß er ihm all diese Gnadengaben in die Wiege legt, mit seiner zuvorkommenden Gnade ihm den ganzen Lebensweg segnend. Und wenn nun das Kind zu eignem Bewußtsein erwachen wird, ist es in der Gnade, hat es einen gnädigen Gott und braucht nur in dessen starken Armen zu bleiben, dann hat es trotz Sünde, Welt, Tod und Hölle mit ihm im Leben keine Not.

*) EA¹ 16, 90. EA² 19, 19, 152. WA 37, 661.

Es ist also — nach Luther — durchaus nicht der normale Zustand eines Christenmenschen, daß die Seele sich um einen gnädigen Gott ängstet. Sondern im Gegenteil, diese Ängstlichkeit und Angst war ihm die Frucht einer falschen Leitung durch seine alte Kirche. Schon ein richtiges Verständnis der Taufe spricht uns davon los und ledig: durch sie haben wir als Erbe Gottes Güte und Barmherzigkeit von Ewigkeit her und dürfen es mit ins Leben hineinnehmen — einen unerschöpflichen, unentreißbaren Reichtum, wenn wir ihn nur begreifen und glauben.

Und der „schreckliche" Gott? Der „Höllen"gott? Er ist nicht mehr da. Wir haben nur Einen Gott, den gnädigen. Ja, ist denn dem alles gleich? Richtet er nicht doch? Ist er ein so schwacher Vater? Ach wir fürchten ihn wohl und schämen uns vor ihm, dieweil wir Ursache vor ihm haben. Aber zuvor ist er da, der gnädige Gott. Und „ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!" (Röm. 8, 15.)

Abba, lieber Vater! Das ist ein ganz andrer Aufschrei des Herzens zu Gott, als der Schrei nach dem gnädigen Gott. Der Ton, in dem wir so den Vater anrufen, wird freilich sehr verschieden sein — je nach dem! Aber wo Christus ist, und wo Christen sind, da sollen sie wissen, so gewiß man nur überhaupt etwas wissen kann, daß Gott gnädig ist. R

Unzeitgemäße Betrachtungen

Am Anfang der großen Zeitwende, welche wir heute erleben, steht der prophetische Geist Friedrich Nietzsches. Er ist es gewesen, welcher jenen Prozeß der Demaskierung einleitete, der die Masken und die Illusionen unseres kulturellen Scheinlebens rücksichtslos zerschlägt und entlarvt: „Keiner wagt mehr seine Person daran, sondern maskiert sich als gebildeter Mann, als Gelehrter, als Dichter, als Politiker. Greift man solche Masken an, weil man glaubt, es sei ihnen Ernst, und nicht bloß um ein Puppenspiel zu tun ... so hat man plötzlich nur Lumpen und bunte Flicken in den Händen. Deshalb soll man sich nicht mehr täuschen lassen, deshalb soll man sie anherrschen: Zieht eure Jacken aus oder seid, was ihr scheint!" (Unzeitgemäße Betrachtungen.)

Dieser Ruf ist nicht ungehört verhallt. Aber nicht menschlicher Reformwille und menschliche Kritik, sondern die unentrinnbare Wucht eines Schicksals hat plötzlich unser aller Würde in Frage gestellt. Der laute Lärm derer, welche aus sich und ihrer Kraftfülle Werte zu schaffen wähnten, muß heute verstummen vor der Sphinx, welche wie einst vor den Toren Thebens, so heute vor den Groß-

städten der Gegenwart ihre Schicksalsfrage nach dem Wesen der Menschen stellt. Wer vermag es aber heute, die „Stadt" zu erlösen und die Antwort zu finden auf die lauten Fragen nach dem Sinn unserer Zeit und auf die stummen Fragen aus leidenden und gebrochenen Augen?

Müssen wir nicht erkennen, daß wir am Ende stehen, daß uns nur noch ein Leben im Schatten alter Kulturen und alter Werte gestattet ist, die noch leise in uns nachklingen? Ist nicht die einzige Kraft, in der sich eine eigene und tiefe Linie unseres Geistes zeigt, die Kraft der — Kritik?

Wir haben es in der Tat nur allzu gut verstanden, jeder Illusion und jeder Ideologie, jeder Scheinwürde und jeder Maske ein „Halt, wer da!" zuzurufen und ihr die Larve in den Nacken zu ziehen. Aber wir haben übersehen, daß wir mit dem falschen Wert-Träger auch den tieferen Sinn aller Werte selber in Frage stellen, wir haben übersehen, daß unsere Kritik selbst zur Maske einer neuen Lebensunfähigkeit wurde. Wir haben uns unseres Rechtes zur Kritik begeben, wo wir nur entwerten ohne umzuwerten.

Der kritische und nüchterne Mensch der Gegenwart will ehrlich sein, aber er ist nicht ehrlich genug, um zu erkennen, wie seine berechtigte und wohltuende Ernüchterung des Lebens zur Entheiligung und Profanisierung auch der echten Lebenswerte führte, weil sein „Nein" zu jeder althergebrachten Form nicht durch ein tieferes „Ja" zu neuen Lebensformen ergänzt und überboten wird. Die Kritik und Überkritik der Gegenwart muß unfruchtbar und wertlos bleiben, wo sie in ihrem nagenden und zersetzenden Zweifel nur ihr allzu geringes Verständnis für die Werte des Lebens beweist, wo sie leichthin und oberflächlich „das Leben" verneint, weil sie den Tod des Geistes selber in sich trägt, ohne ihn aus tieferer Erschütterung zu überwinden.

Nur wo der Mensch nicht spielerisch, sondern ernsthaft zweifelt, nur wo ihm das Leben in einer Tiefe begegnet, die nicht „interessant", sondern unheimlich ist, nur wo er in Gram und Grauen die letzte Sinnlosigkeit unserer Zeit und den Fluch unseres Schicksals erlebte, wird jene profanisierende und entwertende Kritik sich verdichten und vertiefen zu heiliger, heilender Läuterung des Geistes. Sie wird die flache Lebensbejahung der Illusionisten und der Optimisten verneinen, um einer tiefen Lebensbejahung Platz zu schaffen.

Wir können die dämonische Symbolisierung aller negativen Menschen unserer Zeit in Mephisto erblicken, dem alles, was entsteht, wert ist, daß es zu Grunde geht. Ihm steht entgegen die schaffende Tat des positiven Menschen, der — wie Faust — im Widerwärtigen große tüchtige Züge findet, der nicht die Sinnlosigkeit des Lebens ironisch und ohne Anteil feststellt, sondern der die Sinnwidrigkeit unserer Lage bekämpft und überwindet. Wer die Sinnlosigkeit des Lebens erkennt, ohne bis zum Grunde, d. h. bis in die Tiefe seines Lebens erschüttert zu sein, der ist entartet. Der Verfall unserer Kultur prägt sich heute am schärfsten in der sinnzerstörenden Dämonie von Büchern aus, welche die geistige Formkraft, die ihnen zu Gebote steht, dazu mißbrauchen, den Sinn und die Richtung alles geistigen Lebens umzukehren. Hier gilt es, wach zu sein und zu kämpfen, bis uns im Zeit-Gericht der Gegenwart eine Neue Richtung unseres Weges und eine Neue Tiefe unseres Wesens aufleuchtet als der verborgene Segen in aller Fragwürdigkeit unseres Menschentums.

Wo aus der Grunderschütterung unserer Zeit das Erlebnis der Sinnlosigkeit sich zur Ahnung der Sinnwidrigkeit, d. h. der dämonischen Mächte des Lebens vertieft, dort wird aus der Lebensverneinung, an der wir heute kranken, die wahre Lebensgestaltung. Darin scheiden sich zutiefst kritische und schöpferische Zeiten: Die Einen gelangen durch lähmende Kritik zur Lebensverneinung, die Anderen durch läuternde Kritik zur Lebensgestaltung. Die Einen gelangen zu der müden Einsicht: Drum besser wärs, daß nichts entstünde, die Andern durchschauen dieses Spiel der Entartung:

So setzest du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt.

Beide Typen heben sich heute bereits deutlich gegeneinander ab: Die Menschen der Lebensverneinung, die sich in ihrem ironischen Lächeln doch nur eine neue Maske schufen, um ihre Lebensunfähigkeit zu verdecken, welche ein Spiel mit dem Leben treiben, bis das Leben ihr Spiel mit ihnen treibt. Und die Menschen der Lebensgestaltung, welche geheilt von dem Glauben an Illusionen und Scheinwerte, dennoch den Sinn unseres Lebens suchen und die Aufgabe unserer Zeit ahnen, bis ihnen — und in ihnen uns — eine neue Richtung und damit eine neue Lebenssicherheit geschenkt wird.

Kiel Kurt Plachte

Das Objektive

Erste Hälfte

Es ist die heute mit ermüdender Monotonie und gewaltigem Getöse angewandte Methode oder besser Mode der neueren Theologie, die eigene Position mit dem Schimmer und Schein des Objektiven zu bekleiden und den Gegner in den furchtbaren Abgrund des Subjektivismus zu schleudern. Man preist die eigene Einstellung, weil sie allein auf das Objektive zielt, und lehnt die Bestrebungen anderer Richtungen als verflachenden Subjektivismus ab.

Allerdings genügt es in keiner Weise, daß Menschen für ihre eigene Haltung den Anspruch des Objektiven einfach erheben und behaupten. Vorsichtiger sollte uns hier schon allein die Tatsache machen, daß der Katholizismus seit jeher den Protestantismus mit dem Subjektivismus identifizierte. Luther und die Reformationskirchen stellten nicht Gott, sondern das menschliche Ich mit seiner Willkür in den Mittelpunkt ihrer evangelischen Anschauung. Besonders Restauration und Romantik verurteilten die Reformation als bloßes „Menschenwerk". Eichendorff spricht ausdrücklich von „der Souveränitätserklärung des subjektiven Dafürhaltens und Gefühls in religiösen Dingen" und von der „Emanzipation der Subjektivität" [1]). Und noch in neuester Zeit wird behauptet, daß der Protestantismus „die eigene Spekulation, das eigene kleine Erlebnis und das eigene arme Ich zum Träger der Christusbotschaft mache" [2]). Wir werden nie zugeben, daß Luther und die evangelische Anschauung mit solcher Charakteristik richtig wiedergegeben sind. Sollte es sich mit den modischen Schlagworten im Streit der protestantischen Theologen manchmal ähnlich verhalten?

Aber lassen wir den Mißbrauch, der hier in der Polemik getrieben wird, um den Standpunkt des Gegners zu verdächtigen. In der Tat handelt es sich bei den Grundbegriffen „objektiv" „subjektiv" um ein besonders strittiges Problem der Theologie unserer Zeit. Wir stehen mitten im Kampf für und gegen Objektivismus und Subjektivismus. Was ist das Objektive? Wie ist das Subjektive in der religiösen Erfahrung gemeint?

1. Verlangen und Versuche, das Göttliche zu objektivieren

Doch zuvor beginnen wir mit dem Überblick über einige Versuche, etwas Objektives ohne alle menschlichen Mittel zu gewinnen und zu besitzen. Es entspricht einem allgemeinen, tiefen Bedürfnis des menschlichen Herzens, einen Pol in der Erscheinungen Flucht zu suchen und zu fin-

[1]) W. Rehm „Zeitwende" 1927 S. 267.
[2]) K. Adam, Das Wesen des Katholizismus. 1925 [2]. Schramm, Düsseldorf.

den, eine sturmfreie Insel in den wilden Wogen des Ozeans zu gewinnen. Man hat das Menschliche, Allzumenschliche, das einem überall begegnet, satt und will endlich das Göttliche selbst. Man will nicht weiter auf dem schwankenden Boden eines eigenen, unbegrenzten Seelenlebens und Lebensgefühls herumtappen, sondern sucht nach einem sichern Stützpunkt. Man hungert in seiner menschlichen Enge und Vergänglichkeit nach absoluten Realitäten, nach dem von allen Schleiern des Irdischen unverhüllten Objektiven. Man will so etwas Sicheres, Festes, Unfehlbares gewinnen, woran man sich halten kann, und meint, es allein außerhalb des Innerlichen, Persönlichen und Subjektiven in etwas Äußerem suchen zu müssen. Wer dies darum den Menschen verspricht, dessen Worte werden immer zunächst etwas Verlockendes und Befreiendes haben. Wer möchte nicht den Weg finden, auf dem sich Gott selbst losgelöst von allem Menschlichen in vollkommener, unfehlbarer Weise gibt? Hier liegt die bleibende Anziehungskraft der katholischen Kirche und der Halt, den sie vielen Menschen zu bieten vermag. Sie betont ja immer wieder den starken Besitz des Objektiven. Sie sieht in der Kirche mit der Hierarchie und dem unfehlbaren Papst, im sakramentalen Kultus und in all den anderen Heiligtümern sinnlich sichtbare Objektivierungen des Göttlichen. Auch z. B. der Marienkultus ist der Sehnsucht nach dem Objektiven entsprungen. Immer mehr wurden der Maria die gewöhnlichen, menschlich-physischen Bedingungen aberkannt. Immer mehr wurde sie von der sinnlichen Wirklichkeit getrennt und zur unbefleckten Gottesmutter erhöht.

Das gleiche Streben, irgend etwas Irdisches zu verabsolutieren, d. h. von den Bedingtheiten der Zeit und der profanen Menschenwelt loszulösen, abzusondern und abzugrenzen, finden wir im Protestantismus. Man hat das Objektive in der Bibel. Flacius und Chemnitz lehren die buchstäbliche Inspiration der Heiligen Schrift einschließlich der hebräischen Punktation. Die menschlichen Autoren sind nur die Hand oder die Federn des Heiligen Geistes. Sie sind nur Schreiber, nicht Verfasser. Alle Worte sind unmittelbares Diktat Gottes. Gott hat sie den Schreibern direkt eingeflößt. Dies ist eine grandiose Lehre: man hat etwas Unfehlbares, das von allen menschlichen Irrtümern frei und wirklich objektiv und göttlich ist. Auch heute sind Wunsch und Sehnsucht nach einer solchen Position, nach einem sichtbar abgeschlossenen, absoluten Bezirk lebendig. „Gott hat es gefallen, sich nirgendwo anders, als hier in den zwischen den beiden Buchdeckeln eingeschlossenen Schriften zu offenbaren[3])." Man sucht in der Bibel das „reine Wort Gottes", also losgelöst von allem Menschenwort. Aber da man die alte Inspirationslehre heute nicht mehr aufnimmt, behauptet man einfach: „Die Schrift ist die göttliche Autorität", ohne es begründen und verständlich machen zu können. Man muß einfach gehorsam daran glauben. Oder da man das Alte Testament nicht mehr halten kann, wird etwa ein sturmfreies Gebiet in der neutestamentlichen Überlieferung, in den Briefen des Paulus usw. gefunden.

Neben der Heiligen Schrift spielt hier auch die reine Lehre, das Bekenntnis, das Dogma, wie es uns am unbeweglichsten und objektivsten in der orientalischen Kirche entgegentritt, eine Rolle. Sie sind die konkreten, göttlichen Autoritäten, die blinden Gehorsam fordern. Oft nimmt man auch verschiedene objektive Faktoren zusammen: strengen Biblizismus und starres Bekenntnischristentum und massives Kirchentum.

Auf wie viele Weise hat man so das Objektive gesucht und geglaubt, es endlich gefunden zu haben! Aber alle diese Versuche hielten nicht Stand. Nicht weil die Individuen mit ihrer freien Subjektivität, mit ihrem bösen Unglauben und sündhaften Willen sie zerstörten, sondern weil fromme Menschen und gottesfürchtige Reformatoren in ernster Sachlichkeit und unerbittlichem Wahrheitsernst der wirklichen Offenbarung Gottes nahe zu kommen suchten. Wir haben erkannt, daß es nun einmal ein reines Wort Gottes, eine unbefleckte Mutter Gottes, ein unfehlbares Dogma und Papsttum, eine heilige Kirche usw. frei von allen irdischen Relativitäten — so schön und verlockend dies alles auch wäre — in diesem uns von Gott geordneten Weltlauf nicht gibt. Die gegenteiligen Behauptungen sind fromme Illusionen und Visionen, aus heißem, wünschendem Herzen entsprungen. Sie offenbaren sich als Phantasien, aus menschlicher Schwachheit geboren. Das unfehlbare Papsttum und unfehlbare Gotteswort in der Bibel usw. sind gerade Schöpfungen menschlicher Sehnsucht, Abstraktionen des menschlichen Ichs, gefühlsmäßige Idealbilder. Man befindet sich also gerade hier im Bereich des reinsten Idealismus und seiner subjektiven Postulate, die die wahre Wirklichkeit in Geschichte und Gegenwart vergewaltigen und vor der lebendigen Offenbarung des Objektiven, d. h. Gottes, fliehen. Seltsam: die am sichersten das Objektive zu besitzen glauben, haben es am wenigsten. Die mit dem Pathos des Glaubens überall sagen: „Das Objektive, nur das Objektive, frei von aller menschlichen Subjektivität!" befinden sich erst recht im Bereich menschlicher, allzu menschlicher, voreiliger Wünsche und Triebe. Ihre leidenschaftlichen Behauptungen sind die lauterste Subjektivität. Ihre absoluten Realitäten sind Wahn, Traum, Mythus. Sie stecken gerade in Alledem darin, was sie verwerfen und wovor sie fliehen wollten. Welche Selbsttäuschung!

Doch es handelt sich hier nicht nur um ungefährliche, fromme Illusionen, sondern um eine gefährliche Verletzung der echten, lebendigen Frömmigkeit. Man verlangt und hängt sich an die äußeren, greifbaren Stützen — das Wesentliche des Glaubens ist das gehorsame Fürwahrhalten des Buchstabens der Bibel, der Lehren der Kirche —, und langsam wird Sehnsucht und Verlangen nach der persönlichen, unmittelbaren, gegenwärtigen Gemeinschaft mit Gott ausgelöscht und vernichtet[4]). Man hat ja seine Sicherungen, Sicherheiten und Autoritäten, mit denen man sich in Ruhe einlullen kann, und hemmt, verfälscht, zerstört und tötet damit die wahre, lebendige Gemeinschaft der Seele mit Gott selbst. Diese Gefahr für die Frömmigkeit besteht immer, wenn nun einmal Bücher, Institutionen, geschichtliche Ereignisse, Sachen, Elemente (im Sakrament), die wie alles auf Erden im Relativen bleiben (s. u.), verabsolutiert werden, Bedingtes zum Unbedingten erhoben, Sichtbares mit dem Unsichtbaren gleichgesetzt wird, weil Theologen, Päpste und Konzilien es so konstruieren, beschließen und dekretieren. Hier werden gerade kreatürliche Dinge mit dem Göttlichen selbst identifiziert, oder umgekehrt, das Göttliche wird in irdische Dinge herabgezwungen, vermenschlicht, vergegenständlicht, profaniert und mechanisiert. Die souveräne, heilige, überweltliche Majestät Gottes wird so verletzt[5]).

[3]) E. Thurneysen „Zwischen den Zeiten" 1924 Heft 4 S. 21 f.

[4]) „Die reine und konsequente Ausprägung des Kirchentypus ist der römische Katholizismus, der in steigendem Maße die Innerlichkeit, Persönlichkeit und Beweglichkeit der Religion der festen Objektivierung in Dogma, Sakrament, Hierarchie, Papsttum und Infallibilität geopfert hat." Troeltsch, Die Soziallehren der Christlichen Kirchen und Gruppen. 1919[2]. S. 980 f.

[5]) Eine Parallele auf praktisch-ethischem Gebiet bilden die Bestrebungen des reformierten Geistes, das Reich Gottes bereits in irdischen Institutionen restlos herbeizuführen und darzustellen. Das führte gerade ins Gegenteil umschlagend — zur stärksten Verweltlichung und Entweihung des Göttlichen (Cromwell). Vielleicht darf sogar zur Veranschaulichung gewagt werden, diesen frommen Materialismus mit dem naturwissenschaftlichen Objektivismus zu vergleichen. Diese mechanistische Richtung sieht überall nur die objektiven, physikalisch-chemischen Gegenstände und Prozesse und leugnet die innere, psychische Aktivität und den selbständigen, zweckvollen Willen der lebendigen Seele und übersieht so das Wesentliche des Lebens. Man hält sich an die „objektiven Tatsachen". Der Mensch ist dabei rein passiv. In Wirklichkeit gehören hier wie auf unserem Gebiet (s. u.) die beiden Reihen passiv—aktiv, objektiv—subjektiv aufs Engste zusammen.

In diesem Objektivismus wird Gott zur Substanz auf Erden. Luther hat in seinem großen Kampf hier vom Götzendienst geredet, denn so hat auch der Neger seinen Fetisch und der antike Heide sein Götterbild. Man kann in der Tat von einem Abfall von dem wahren, lebendigen Gott reden. Denn wir sollen Gott nicht in konkreten Autoritäten und kreatürlichen Gegenständen — wenn sie auch sonst noch so verehrungswürdig sind — anbeten, sondern allein im Geist und in der Wahrheit.

2. Bedeutung und Bedingung der objektiven Faktoren

Natürlich redet man mit Recht von objektiven Faktoren in Geschichte und Gegenwart im Gegensatz zu der reinen Innerlichkeit des eigenen Seelenlebens. Wir kennen solche objektiven Faktoren in der Heiligen Geschichte der Menschheit, des Volkes Israel und der christlichen Gemeinde, in den Glaubenszeugnissen begnadeter Gottesmänner, der Propheten, Apostel und Reformatoren. Wir hören diese Zeugnisse vor allem in den Schriften der Bibel. Wir schöpfen immer wieder aus diesem Strom der Heiligen Geschichte und Tradition. Seine grundlegende Bedeutung für die Entstehung und den Bestand der eigenen, persönlichen Frömmigkeit kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Was wäre unser ganzes Christentum ohne die Quell- und Stützpunkte in der Geschichte? Ebenso kennen wir solche objektive Faktoren in der Gegenwart in der christlichen Kirche und Gemeinde, die uns tragen, in christlichen Persönlichkeiten und Äußerungen religiösen Lebens, in Reden, Predigten, Büchern, Abhandlungen, Biographien, Gedichten, Liedern usw. Wir erfahren täglich ihren Segen. Ja man muß hier wohl auch die Gegenstände der Natur, etwa die Majestät des gestirnten Himmels, und alle die Fügungen und Schickungen im eigenen Leben und im Volks- und Völkerleben mit hinzurechnen. Sie tragen ebenfalls einen überindividuellen, objektiven Charakter und bestimmen unsere Frömmigkeit in viel stärkerem Maße, als wir oft ahnen und empfinden. Sie sind in ihrem oft überwältigenden, bezwingenden Einfluß mächtiger als die innere Aktivität des Einzelnen. Man kann diese Bedeutung der objektiven Gegebenheiten und Bedingungen der Frömmigkeit in reichstem Maße anerkennen, muß sich aber gerade darum entschieden dagegen wenden, daß nun ein einzelnes Ereignis der Offenbarungsgeschichte, eine „Heilstatsache" herausgenommen, der ganze lebendige, unerschöpfliche Reichtum dieser Gegebenheiten auf einen Punkt der Geschichte konzentriert und verengt wird und dann noch gar dieser einzige Punkt als das Objektive, losgelöst und frei von allen menschlichen und subjektiven Beziehungen konstruiert wird. Dabei greift man möglichst weit in die Vergangenheit zurück, denn man lebt in der gefühlsmäßigen Ahnung, um so mehr auf einen Punkt frei von Subjektivität zu stoßen, je weiter man in der Zeit zurückgeht. Es scheint nun einmal wie ein Naturgesetz zu sein: Die Patina des Alters verleiht einem Gegenstand ganz besonders die Weihe des Objektiven.

Dem gegenüber zwingt uns die rückhaltlose Wahrheitserkenntnis, die die Dinge so sehen will, wie Gott sie nun einmal für dieses Erdenleben geschaffen und geordnet hat, anzuerkennen, daß wir auch hier aus dem Bannkreis des Irdischen und also auch des Subjektiven nicht herauskommen. Wir zeigen dies an zwei Beispielen. Die Bibel! Ist sie das Objektive an sich, herausgenommen aus dem Meer der Relativitäten, das uns sonst überall umflutet? Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß die Heiligen Schriften bei ihrer Herstellung der Individualität und Subjektivität ihrer menschlichen Verfasser unterworfen waren und darum auch heute noch diesen Charakter ihrer Autoren an sich tragen. Dazu kommen dann die Subjektivität der Übersetzer und Ausleger und zuletzt — oft das Entscheidendste — das eigene Verständnis und die eigene Deutung des Lesers und Hörers, sowohl in dem, wie er die einzelnen Worte und Sätze versteht, und noch viel mehr, wie er die einzelnen Aussagen zu einem Gesamtsinn zusammenfügt. Man könnte hier mit einem Ausdruck der Alten von einem testimonium spiritus sancti internum reden. So sagt selbst D. Ihmels: „Im ganzen Umfang des verkündeten Gotteswortes gibt es ein rein objektives Gotteswort nicht. Selbst wenn wir uns in der Seelsorge, um ja nicht ins Subjektive hinein zu geraten, darauf beschränken wollen, Schriftworte vorzulesen, so würde doch bereits die Auswahl dieser Schriftworte durch unsere Subjektivität bedingt sein. Und wenn wir uns in den Gottesdiensten auf die Verlesung bestimmter Schriftabschnitte beschränken und uns dafür wieder streng an die Auswahl der Kirche bänden, so würde doch auch noch hier in der Weise, wie die Schriftworte verlesen werden, das Subjektive hervortreten [6])."

Auch bei denjenigen, die behaupten, sich allein dem reinen Wort Gottes ohne eigenes Dafürhalten beugen zu wollen, spielen heimlicher und versteckter Weise dennoch die eigene geistige Verfassung und religiöse Erfahrung, die persönliche Wertung und Willkür immer eine große Rolle. Jeder neue Kommentar zum Römerbrief, jede Abhandlung und Predigt beweisen, daß sich auch bei dem konsequentesten Biblizismus die eigenen, sehr natürlichen und menschlichen Gedanken breit machen können. Auch diese Biblizisten befinden sich zugleich im Reich der eigenen Seele und können es schlechterdings nicht überschreiten, trotz allen ihren Versicherungen und Beteuerungen. Ich erinnere mich bei den letzteren an Dantes heilige Schwüre, Himmel und Hölle vom Standpunkt der Ewigkeit betrachten zu wollen. Tatsächlich aber nimmt er seine Maßstäbe aus den irdischen Verhältnissen und mißt damit das Jenseits. Er will die Erdenwelt hinter sich lassen und nimmt doch die Erde mit seiner Zeit, mit seiner Heimat, mit seinen großen und kleinen Sorgen mit in die Hölle und in die Höhe. Der Rahmen der Dichtung ist völlig weltfern angelegt; aber bei der Ausführung ziehen alle irdischen Kräfte seines Herzens, seines Lebens, seines Zeitalters ihn mit Polypenarmen an sich. So bleiben auch die, welche meinen, alles Subjektive verneinen zu können und allein im Heiligtum des ewigen Gotteswortes zu sein, dennoch immer im Bereich der eigenen Menschlichkeit.

Und das ist nach Gottes Willen und Ordnung gut so. Denn nur in dem Maße, als wir der Bibel gegenüber das eigene Herz aufschließen, sie bei uns selbst aufnehmen, einzelne Sätze und Geschichten bejahen oder verneinen (z. B. Teile des Alten Testaments), sie in unserm Gewissen erkennen und anerkennen, wird sie überhaupt erst für uns lebendig und gegenwärtig und ist es nur möglich, daß wir nun mitten in aller menschlichen Umhüllung den Goldgrund des Ewigen und Unbedingten herausfinden und so dem allein wahrhaft Objektiven, Gott selbst, in ihr und durch sie begegnen. Ohne diese innerliche Erfassung durch ein lebendiges Menschenherz bleibt die Bibel für uns kalt und leer, ist sie ein Haufen Papier, mit schwarzen Buchstaben bedeckt, zwischen zwei Buchdeckel eingeschlossen, und wird zu einem erstarrten, steinernen Ding (das Objektive!) gemacht, das wie ein kolossales Götzenbild Indiens vor uns steht, uns innerlich fremd und unverständlich bleibt und uns doch zwingen will, völlig blind vor ihm niederzuknieen. Ob nicht Manche, die dem fürchterlichen Subjektivismus gegenüber der Bibel entgehen wollen, dafür mit ihrem Bibelobjektivismus im dunkeln Heidentum landen?

Oder ein anderes Beispiel: Das Kreuz. Wir wählen es, weil es heute überall am meisten genannt wird, wobei allerdings die Gefahr droht, daß es in manchen Kreisen zu einer gar zu geläufigen, bequemen Redewendung wird. Rein „objektiv" ist das „Kreuz" ein hartes Holz, an dem

[6]) Allgem. Ev.-Luth. Kirchenzeitung 1922, 37, 579.

im Altertum unzählige Menschen hingerichtet wurden. Was liegt an dem Kreuz an sich? Für uns Christen kommt vielmehr alles darauf an, wer in seiner Seele und in seinem Leben derjenige war, welcher auf Golgatha gekreuzigt wurde, wie er litt und starb, und was dieses Leiden und Sterben des Einen für alle Nachgeborenen, für uns bedeutet. Daran liegt Alles, Nichts aber an der starren, objektiven Tatsache. An Erinnerungen an das Kreuz als solches hat es im katholischen Mittelalter wahrlich nicht gefehlt. Wer zählt die Kreuze in allen Kirchen und Häusern, an Brücken und Wegkreuzungen, auf Bergen und Hügeln, an der Brust und in den Händen der Frommen! Was half es? Neu und groß war dem allen gegenüber die persönliche Frage Luthers: Wie werde ich gewiß, daß der durch Christi Erlösertod wieder gnädig gewordene Gott auch mir gnädig sei? Und seine Antwort lautete: Allein durch den Glauben. Nur indem ich glaube, werde ich der Gnade gewiß. Wenn aber so viel an der persönlichen Entscheidung und Glaubensüberzeugung des Einzelnen liegt, wundert es uns nicht, daß die Deutung des Kreuzes Christi zugleich den ganzen Reichtum der Individualitäten unter den Menschen widerspiegelt. Welch eine Fülle von Antworten auf die große Frage des Kreuzes! Dem Einen erscheint es als Sühnopfer, durch das der verletzten, göttlichen Majestät Genugtuung geschah, die menschliche Schuld abgebüßt und der zürnende Gott beschwichtigt und versöhnt wurde. Anderen erscheint Jesu Tod als Lösegeld, das an den Satan gezahlt wurde. Oder es ist für Viele die Offenbarung der geheimnisvollen Einheit von Zorn und Liebe, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit im göttlichen Wesen. Für Sadhu Sundar Singh ist es allein die große Offenbarung der göttlichen Liebe, die sich ganz für den Menschen hingibt. Denn Gott ist für ihn reine Liebe und Güte, die allen Zorn und alle Strafgerechtigkeit ausschließt [7]). Unseren modernen Gerichtspredigern ist dieses „Ja" wiederum ein Ärgernis, und sie sehen vor allem das „Nein", den Zorn des Gerichts und das Zeichen des Todes [8]). Für den Einen ist das Kreuz die völlige Erniedrigung des Gottesknechtes, dem Johannesevangelium ist es gerade seine Erhöhung. Im Mittelalter war es das Zeichen der Verneinung der Welt, die Durchkreuzung des sinnlichen Lebens gegenüber der heidnischen Bejahung des Daseins. Anderen ist im Kreuz „die Gleichung zwischen Gott und Glück, Gott und Erfolg zerbrochen worden". Es wird zu einem „Lob der Trübsal" [9]). Bald ist es ein Zeichen des weltüberwindenden Glaubens, bald der sich hingebenden Liebe. Oder die „ganze Tiefe des Kreuzgeheimnisses" liegt erst darin, wie Jesus „im Gebetskampf die Anfechtung überwindet und des Vaters Willen sich unterwirft" [10]). Oder das Kreuz ist „das Mysterium des unschuldigen Leidens des Gerechten" [11]). Oder, da man neuerdings gern den Symbolcharakter aller Dinge betont, sieht man im Kreuz die zwei Linien, die sich gegenseitig durchschneiden und durchstreichen: so muß auch unser Menschsein durchschnitten und gerichtet werden. Welch eine Mannigfaltigkeit der Antworten und Deutungen! Aber noch tiefer greift das Kreuz in das persönliche, innerliche Leben ein. Für Paulus liegt das ganze Schwergewicht seiner Verkündigung des Kreuzes darin, daß Christi Leiden und Sterben sich immer neu im Menschen vollzieht, so daß der alte Mensch in den Tod geht und ein neues Leben aufersteht. Das Kreuz allein als Tatsache und auch seine Deutung sind nichts, wenn es nicht an uns und in uns wirkt, wenn wir nicht selbst durch dasselbe in ein rechtes Leben und Leiden treten, uns selbst kreuzigen und ein neues Leben beginnen.

So kann uns auch dieses Beispiel zeigen, daß wir alle objektiven Faktoren der Geschichte, alle sogenannten Heilstatsachen, alle transsubjektiven Tatbestände in Vergangenheit und Gegenwart — ihren bleibenden Wert für alle Frömmigkeit damit erst recht anerkennend — nur in unserer menschlichen, subjektiven Vermittlung und Deutung besitzen, ja daß sie gerade erst dadurch lebendig und fruchtbar werden. Ohne persönliches Vertrauen, ohne Aufgeschlossenheit und Hingabe des Herzens, ohne Aufnahme durch den Willen, ohne „Glauben" haben die objektiven Faktoren für unsere Frömmigkeit keinen lebendigen Sinn. Erst durch die Beziehung auf das innerliche Erfassen und Erfahren durch lebendige Herzen, erst durch die persönliche Glaubensüberzeugung und Gewißheit haben sie uns etwas Wirkliches und Wertvolles zu sagen. Das Objektive in der Geschichte an sich: wir haben es nicht und wenn wir es sehen und haben könnten, wäre es uns eine tote Abstraktion, ein starres, steinernes Götzenbild.

Leipzig Hermann Steiner

[7]) Fr. Heiler, Sadhu Sundhar Singh. E. Reinhardt, München 1924. S. 116.

[8]) „Der Tod Christi ist das letzte Wort Gottes über diesen Menschen in dieser Welt, seine grundsätzliche Negation." Barth, Römerbrief, S. 176.

[9]) E. Hirsch, Jesus Christus der Herr. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1926. S. 26 f.

[10]) a. a. O. S. 75.

[11]) R. Otto, Das Heilige. Leopold Klotz, Gotha 1923 [14]. S. 193.

Zur Philosophie des Als-Ob

Die Philosophie des Als-ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit. Von Hans Vaihinger. 7. und 8. Auflage. Leipzig, Felix Meiner 1922. Eine gekürzte Volksausgabe ebenda 1923. Vgl. Die doppelte Wahrheit in der Philosophie des Als-ob. Von Otto Ritschl. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1925.

Die folgenden Bemerkungen wollen keine Besprechung nachholen. Dazu wäre es bei diesem 1911 zuerst erschienenen und heute wohl schon „überwundenen" Buch in der Tat zu spät. Sie wollen auch nicht nur einen Dank abstatten dafür, daß der greise Verfasser und Altmeister der Kantforschung vor einigen Jahren der Redaktion der CW sein „Programmwerk eines positivistischen Idealismus" „als Ergänzung zum Transzendentalismus" mit dem Motto überreichte: „Wie kann man sich vor Einseitigkeit bewahren? Indem man sich zwingt, für einige Zeit sich probeweise auf einen ganz anderen Standpunkt zu stellen. Dadurch gewöhnt man sich daran, auch fremden Gesichtspunkten gerecht zu werden." Es soll vielmehr zu zeigen versucht werden, daß hier mehr ist als ein bestimmter Standpunkt, und daß gerade in diesem Mehr die eigentümliche Lebendigkeit und die über das bloß Programmatische und Systematische hinausweisende Bedeutung des Buches begründet liegt.

Dabei möchte ich von einem übersehenen Kronzeugen der sonst sorgsam in ihren historischen Wurzeln aufgedeckten Fiktionslehre ausgehen. Vaihinger ist auf die romantische Philosophie im allgemeinen nicht gut zu sprechen: „Welchen Unfug treibt Schelling mit dem Begriff des Lebens!" (393.) Dies Urteil ist für einen alten Kantianer nicht weiter verwunderlich, und doch trifft es sehr daneben; denn gerade gegen die Vitalisten und gegen die vermeintlichen Zauber, die Begriffen wie Leben und Lebenskraft einwohnen, ist Schelling außerordentlich skeptisch gestimmt. Überhaupt ist seine Naturphilosophie, wenn man nicht so sehr auf die Durchführung im Einzelnen als auf den in ihr lebendigen methodischen Geist sieht, durchaus nicht mit einem Hinweis auf den spekulativen Überschwang zu erledigen. „Wir wissen nicht nur dies oder jenes, sondern wir wissen ursprünglich überhaupt nichts als durch Erfahrung und mittelst der Erfahrung." Die Einheit des Lebens ist nichts als die letzte Voraussetzung, die all unserm Forschen zu Grunde liegt, nicht aber, wie wieder bei den modernen Vitalisten, phantastischer Kunstgriff der Erklärung im Einzelnen. „Nun mögen wir zwar wohl gewiß sein, daß jede Naturerscheinung, sei es auch durch noch so viele Zwischenglieder zu-

sammenhängt mit den letzten Bedingungen einer Natur; die Zwischenglieder selbst aber können uns unbekannt sein und noch in den Tiefen der Natur verborgen liegen. Diese Zwischenglieder aufzufinden ist das Werk der experimentierenden Naturforschung. Die spekulative Physik hat nichts weiter zu tun als den Mangel dieser Zwischenglieder aufzuzeigen; da aber jede neue Entdeckung uns in eine neue Unwissenheit zurückwirft ..., so ist begreiflich, daß die vollständige Entdeckung aller Zwischenglieder im Zusammenhang der Natur, daß also auch unsere Wissenschaft selbst eine unendliche Aufgabe ist. ... Nichts aber hat den ins Unendliche gehenden Progressus dieser Wissenschaft mehr aufgehalten, als die Willkür in Erdichtungen, womit solange der Mangel an gegründeter Einsicht verborgen werden sollte." (Schelling, Werke 3, S. 281)

Von einem so nüchtern über die Natur Philosophierenden wird man daher auch eher als von dem durch die Geschichte der Philosophie gehenden Gespenst Schelling Aufklärung über das Wesen und die Grenze der Fiktion erwarten. Schon in der ersten naturphilosophischen Schrift, in den „Ideen", wird es als das „Geschäft einer philosophischen Naturwissenschaft" angesehen, „die Zulässigkeit sowohl als die Grenzen solcher Fiktionen in der Physik zu bestimmen, die zum weiteren Fortschritt der Untersuchung und der Beobachtung schlechterdings notwendig sind, und nur dann unsern wissenschaftlichen Fortschritten entgegen sind, wenn wir sie außerhalb ihrer Grenze gebrauchen wollen." (2, S. 100) Auch Vaihinger legt ja besonderes Gewicht auf den Unterschied zwischen Fiktion und Hypothese. Nach ihm beansprucht die Hypothese für sich Wahrscheinlichkeit, während die Fiktion nur ein Kunstgriff des Denkens sein will, der wegfallen darf und außer Ansatz bleiben kann, wenn das Resultat erreicht ist. Die Hypothese ist zwar noch nicht endgültige Gewißheit, aber doch eine Stufe auf dem Weg zu ihr. Die Fiktion macht gar keinen Anspruch darauf, ein dem Sachverhalt angemessener Ausdruck der Erkenntnis zu sein. Sie will die Praxis des Erkennens befruchten, ein Werkzeug in der Hand des Forschers, nicht Ergebnis des Forschens sein. Die Hypothese geht auf Wirklichkeit, die Fiktion ist der glückliche Griff, der einem weiterhilft, auch wenn er, wie so oft in den mathematischen Beweisen, mit den ärgsten Widersprüchen behaftet scheint. Das Kopernikanische Weltbild ist eine Hypothese, das Goethesche Urtier aber — immer nach Vaihinger — eine Fiktion.

Eine solche Fiktion ist nach Schelling die Annahme einer magnetischen Materie. „Die Annahme der letzteren ist gut, solange man sie bloß als eine (wissenschaftliche) Fiktion betrachtet, die man seinen Experimenten und Beobachtungen (als Regulativ), nicht aber seinen Erklärungen und Hypothesen (als Prinzip) zu Grunde legt." (2, S. 161) Ebenso macht Newton von der Anziehungskraft einen bloßen Scheingebrauch: „Die Anziehungskraft selbst war ihm eine wissenschaftliche Fiktion, die er gebrauchte, bloß um das Phänomen überhaupt auf Gesetze zurückzuführen, ohne es dadurch erklären zu wollen." (2, S. 191) Das glänzendste Beispiel für die wissenschaftliche Fruchtbarkeit einer solchen Forschungsmaxime stellt die Unterwerfung der chemischen Verwandtschaften unter bestimmte Maßzahlen und die dadurch ermöglichte Anwendung der Mathematik auf die Chemie dar. Bis ins Einzelne trifft dabei Schellings Ausdeutung der Fiktion mit Vaihinger zusammen. Man wird „ein System der Chemie, das zwar auf falschen Voraussetzungen beruht, mit solchen Voraussetzungen aber doch imstande ist, diese Experimentallehre mathematisch darzustellen, zum Behuf des wissenschaftlichen Vortrags immer einem andern vorziehen, das zwar das Verdienst hat, auf wahren Prinzipien zu beruhen, aber, dieser Prinzipien ungeachtet, doch auf wissenschaftliche Präzision ... Verzicht tun muß. ... Hier hätte man also ein Beispiel einer erlaubten und sehr nützlichen wissenschaftlichen Fiktion, vermöge welcher eine sonst bloß experimentierende Kunst zur Wissenschaft werden ... könnte." (2, S. 263)

Daß sich auch die sprachliche Kennzeichnung der Fiktion durch das „Als-ob" bei dem Schüler Kants findet, ist fast selbstverständlich: „Alle Organisationen lassen sich so vorstellen, als ob sie durch die Hemmung eines und desselben Produkts auf verschiedenen Entwicklungsstufen entstanden wären." (3, S. 62) In der Gründung der ganzen Philosophie auf die Als-ob-Betrachtung würde Vaihinger allerdings bei Schelling keine Gefolgschaft finden. Fiktionen kommen und gehen; sie werden überflüssig, wie z. B. die Fiktion der Lebenskraft (3, S. 84); und wenn sie auch „innerhalb bestimmter Grenzen" „unvermeidlich" sind (2, S. 307), so bedürfen sie doch in jedem Fall ihres Gebrauchs, also selbst in den Einzelwissenschaften, der Leitung durch etwas ihnen Übergeordnetes. „Auch der empirische Naturforscher muß zu philosophischen Prinzipien zurückgehen, wenn er sich nicht den Fiktionen der empirischen Naturlehre blindlings überlassen will." (2, S. 305)

Vaihinger sucht dagegen den fiktiven Gesichtspunkt so auszuweiten, daß er als das philosophische Zentralproblem gelten kann. Vier Punkte sind historisch für seine Philosophie bestimmend geworden: die Auffassung vom Primat des Willens über den Intellekt, das Vordringen einer biologischen Erkenntnistheorie im Anschluß an Mach, Nietzsche — und schließlich der Pragmatismus, jene englisch-amerikanische Umwandlung des Wahrheitskriteriums in ein praktisches Leistungsmaß. Die Philosophie des Als-ob ist positivistisch, weil sie den Erfindungsinhalt als einzigen Grund der Realität anerkennt; sie ist aber auch idealistisch, weil sie die Ideale, wo immer sie auftreten, als nützliche und wertvolle Fiktionen der Menschheit gelten läßt. In dieser Vereinigung von Tatsachen und Idealen sieht Vaihinger die Zukunftsleistung seiner Philosophie.

Daß indessen eine so lockere Verbindung sich widerstreitender Gedankenmassen auf die Menschheit werbende Kraft ausübt, ist nur dann wahrscheinlich, wenn man mit einem völligen Verzicht der Menschheit auf kritische Rechtfertigung der Erkenntnis rechnen müßte. Auch der lockendste harmonistische Lösungsversuch leidet an seiner Belanglosigkeit gegenüber den in der Wirklichkeit hervortretenden Widersprüchen, die man selbst in theoretischer Hinsicht nicht zu Gunsten einer glatten und ansprechenden („Als-ob"-)Lösung bei Seite lassen darf.

Vaihingers Äußerungen über den Sinn der Religion mögen das verdeutlichen. Das logische Denken gilt als organische Funktion der menschlichen Psyche. Alle eigentümliche Schöpferkraft ist ihm damit von vornherein abgesprochen. „Die logischen Prozesse sind ein Teil des kosmischen Geschehens" (22), und damit sogleich in ein All der Natur eingebettet, aus dem es kein Entrinnen gibt, dem gegenüber eine Freiheit des Geistes nicht existiert, es sei denn als Fiktion, als ein nützlicher Kunstgriff der Natur, im Kampf ums Dasein die idealistischen Motive nicht gänzlich ausgeschaltet zu lassen. In diesem Rahmen muß auch die Religion ihren Platz finden. Sie lebt von symbolischen Fiktionen. Wenn der Theologe Schleiermacher das Verhältnis Gottes zur Welt, das dem Philosophen Schleiermacher unerkennbar ist, dem Verhältnis des Vaters zum Kinde vergleicht, so ist das nach Vaihinger ein Kunstgriff, „durch den Schleiermacher Tausende dem Christentum erhalten hat" (41). „Gott ist nicht Vater der Menschen, aber er ist so zu betrachten und zu behandeln, als ob er es wäre." Selbst das Gebet muß sich diese Einbettung in die fiktive Welt gefallen lassen. So wie Kant das praktische Handeln durch ein Als-ob der Freiheit beeinflussen möchte, so Schleiermacher durch das Als-ob des Gebets. „Schleiermacher erlaubt sogar das Gebet als eine praktische Handlung, solange nur das Be-

wußtsein nicht erlischt, daß es so zu betrachten sei, als ob wirklich ein Gott dasselbe erhören würde." (65 f.) Auch die Religion kann sich dem natürlichen Prozeß nicht entziehen; was ursprünglich Dogma war, wird zunächst Hypothese und schließlich Fiktion. Diese Stufe soll das Christentum in Männern wie Kant und Schleiermacher schließlich erreicht haben.

Was für die Dogmen gilt, hat natürlich erst recht für die religiösen Institutionen statt. In diesem Sinn ist die ideale Kirche eine Fiktion, die dem Protestantismus erlaubt, das ihm tatsächlich verloren gegangene Moment der Katholizität praktisch aufrechtzuerhalten. Die Gemeinschaft „wird betrachtet, als ob sie eine Kirche wäre" (577). Hierher gehören auch Begriffe wie Reich Gottes und Reich der Gnade. Es ist klar, daß bei einer solchen Betrachtung der Religion nicht nur wie bei Kant eine Abhängigkeit von der Moral eintritt, sondern statt dessen ihre völlige Auflösung in den biologisch-ökonomischen Prozeß erfolgt. Bei dem grenzenlosen Vertrauen in die immanente Zweckmäßigkeit des Lebens wird diese Entwicklung als ein Zeichen der Gesundung und Befreiung begrüßt. Zwar bezeichnet Vaihinger das ethische Handeln als „das letzte Ziel" (93); aber wenn in den höchsten ethischen Idealen sich nur „die organische Zwecktätigkeit der logischen Fiktion" auswirkt, schwebt der Wert des Sittlichen gleichsam in der Luft, ist das wertvolle Leben nichts als ein Erfolg, und zwar ein unbeabsichtigter, der zur Schaffung und Vernichtung von Fiktionen sich verbindenden und lösenden Naturtätigkeit.

Der weltanschauliche Hintergrund also, der hinter der Philosophie des Als-ob sich auftut, lädt kaum zu einer ernsthaften Auseinandersetzung ein. Aber die Theorie der Fiktionen führt davon unabhängig ein eigenes Leben. Nicht in der systematischen Zusammenfassung, sondern in der problematischen Erörterung der einzelnen Fiktionen liegt die Bedeutung des Werkes. Weder in den oft kleinlichen und gesuchten, wiewohl auch wieder staunenswerten und überraschenden historischen Belegen, noch in der Übertragung der fiktiven Betrachtungsart auf die Grenzgebiete des Sittlichen, Religiösen und Künstlerischen, sondern in dem lebendigen Zusammenhang mit der theoretischen Arbeit der Wissenschaft findet das philosophische Interesse seine Befriedigung.

Die Aufzählung und Einteilung der wissenschaftlichen Fiktionen, der Aufweis ihrer Fruchtbarkeit in der speziellen Problemwelt der Wissenschaft, und der Versuch, aus dem Reichtum dieses Materials eine Theorie der Fiktion zu gewinnen, dies alles verrät den anregenden Lehrmeister der Philosophie. Die wirkliche Philosophie ist ja nicht da zu Hause, wo Systeme konstruiert werden, sondern wo der Wechselzusammenhang von Problem und logischer Begründung, von gegebener Wirklichkeit und rationaler Erfassung gewahrt bleibt, wo nicht die Schranken des Systems alles einer dogmatischen Gewißheit unterordnen, sondern wo Schüler und Leser überall zur Vertiefung der Begründung und zur Erweiterung der Problemstellung sich ermuntert finden. In diesem Betracht ist die Philosophie des Als-ob ein Werk von erfreulicher Fruchtbarkeit.

Freilich wäre auch hier ein Satz Schellings nicht zu vergessen, der die Grenzen der Fiktion aufs glücklichste umreißt. Der Geltungsbereich der Fiktion ist in die Grenzen des theoretischen Begriffs eingeschlossen. Die Methode der Fiktion gilt nur im Bereich der Theorie, ihr eigentliches Arbeitsfeld ist die Naturwissenschaft und deren logische Grundlage. Im Sittlichen und Künstlerischen kann sie nur soweit eine Stelle haben, als es sich in diesen Problembereichen um speziell theoretische Anliegen handelt, wie etwa in bestimmten Gebieten der Rechtswissenschaft, Politik und Ökonomie. In diesen Gebieten ist daher auch die Nachwirkung der Philosophie des Als-ob am stärksten gewesen. Sobald die Methode der Fiktion aber selbst ein System der Philosophie verantworten möchte, greift sie über die ihr gesetzten Grenzen hinaus und verliert sich in leeren Analogien.

Die Philosophie des Als-ob gibt daher zwar die wahrhaft philosophische Behandlung eines einzelnen Problem- und Methodenzusammenhangs, aber sie ist nicht eigentlich selbst eine Philosophie, kein „Standpunkt", den man auch nur „probeweise" einnehmen könnte. Otto Ritschl hat in seiner kleinen Schrift den „hohen wissenschaftlichen Wert" von Vaihingers Philosophie in der Eröffnung der Einsicht gefunden, daß „auch absichtlich begangene Fehler im Denken zum Gewinn von neuen Wahrheiten zu führen vermögen". Das stimmt im ganzen mit der hier vertretenen Auffassung überein. Übrigens sieht Ritschl die grundsätzliche Zweideutigkeit der Philosophie des Als-ob durch das unausgeglichene Nebeneinander einer „doppelten Wahrheit" bedingt, die bald als positivistische Wirklichkeit und bald als pragmatistische Ideologie erscheint. Da nun die letztere in ihren künstlerischen, ethischen und religiösen Auswirkungen keineswegs so ernst genommen wird, daß sie der von der Empfindung garantierten Wirklichkeit die Stange halten oder gar eine entscheidende Korrektur an ihr vornehmen könnte, so verfehlt Vaihinger notgedrungen überhaupt den eigentümlichen ontologischen Boden für das in der Geschichte sich vollziehende Leben des Menschen. Auch Ritschl ist der Meinung, daß der verhängnisvolle Mißgriff Vaihingers in der unzutreffenden Verallgemeinerung theoretischer Einsichten zu suchen ist. Über „ontologischen Irrtümern", wie sie bei der Auffassung von Moral, Kunst und Religion vorliegen, können keine philosophischen Wahrheiten erwachsen.

Bremen Hinrich Knittermeyer

Vom Logos spermatikos in den Siegerliedern Pindars

Nicht zwar in vollendeter Erkenntnis, aber samenhaft (spermatisch) bricht der göttliche Logos in den Siegerliedern Pindars durch. Es gibt ein Band zwischen dem Menschtum des großen Hellenen und Christus.

Zwinglis Lehrer des Hebräischen ist Ceporinus (Wiesendanger) gewesen, der fünfundzwanzigjährig 1525 starb. Seine Pindarausgabe („emendatior" nach der Aldina von 1513) hat der Reformator veröffentlicht (Basel 1526) und seinerseits dabei ausgesprochen, in den Oden finde sich „nihil quod non sit doctum amoenum sanctum, dextrum antiquum prudens, grave jucundum circumspectum, et undique absolutissimum", zu Deutsch: alles bei Pindar sei klug lieblich ehrbar, gewandt bieder verständig, gemessen anziehend besonnen, mit einem Wort: in jeder Hinsicht höchstvollendet. Demgemäß empfiehlt er die Oden aufs wärmste auch den Gottesgelehrten.

Und ich sage auf Grund von mehr als fünfzigjähriger Vertiefung in die pindarische Dichtung: Zwingli hat Recht. Allerdings unter den namhaften Wissenschaftlern um 1900 hallen ganz andere Töne. Die finden bei dem Dichter einen Wortschwall in gesuchter Ausdrucksweise, asiatische Technik des Einrahmens, verwischte Diktion, Einzelnes gar vertrakt und absurd, verkünstelt die Metren, holprig die Verse, mit einem Wort: wesentliche Mängel der geistigen Konstitution. Statt einheitlichen Gedankenganges ein Spinngewebe willkürlicher Ideenassoziationen, unlogische Verbindungen und Mangel an Ebenmaß, wenig Anmut und Klarheit, nichts als eine geschickte Mache, unberührt von dem erlösenden, Bergeslasten hebenden Hauche attischer Denk- und Gestaltungskraft, kurz: Pindar ist ihnen kein großer Dichtergeist. Handwerksmäßig sei vieles wie nach Tabulaturen gearbeitet, einige Stücke Preisbewerbungsleistungen oder Episteln, andere bestellte Maßarbeit mit Zugaben, um des Honorars willen geliefert, soundsoviel Drachmen die

Strophe: wo bleibe da die innere Begeisterung? Pindar mache in byzantinischem Lobpreis fragwürdiger Könige, er liebe Ausbrüche persönlicher Art gegen Nebenbuhler, Neider, Verleumder, er sei servil, achselträgerisch, taktlos, unpatriotisch im Weltkrieg und von Päderastie verseucht, seine Taten anders als seine Gesinnung, seine Lebenshaltung anders als seine Ziele, oder, wie es in einem sonst recht hübschen Buche klipp und klar heißt, er soll ein Genußmensch gewesen sein. Also bei ihm der Logos spermatikos??

Mit dem Wort „Genußmensch" hat man dem thebanischen Dichter ans Innerste gegriffen. Niemand bestreitet, daß der Anlaß und das Milieu seiner Oden, die Siegeswonne, eben Genuß höchster Griechenfreude ist; um so bezeichnender aber ist für Pindars Wesen, wie mächtig er (nach Humboldts Pindarskizze) das Gefühl ergreift gerade durch die ernste Vorstellung der furchtbaren Macht der Gottheit und der Wandelbarkeit des menschlichen Glücks, durch die Erinnerung an ungünstige Schicksale, deren Erwähnung er oft sucht, statt sie zu vermeiden. Meint Birt in jenem anderen Zusammenhange, wir sähen an Pindar, wie das Volk in der Freude am Reichtum, in Behagen und Selbstzufriedenheit dahinlebte, und nun fasse ein Aeschylus, der Dichtererzieher, sein so leichtlebiges Volk am Haarschopf mit der Mahnung: „In der Schmiede der Schmerzen festige dein Wesen" — so stelle ich demgegenüber an die Spitze das pindarische Bruchstück (225) aus einer anderen Dichtungsart: „Wenn Gott einem Menschen Wonne sendet, so hat er zuvor in schwarzem Unwetter ihm das Herz zerstoßen", vgl. Hiob 5, 17. Ebr. 12, 5 ff. Das ist die sichere und große Grundlage seiner inneren Ruhe (Hesychia Pyth. 8). Er kennt das Auf und Nieder des wirren Trugmeers, das die menschlichen Hoffnungen durchschneiden (Olymp. 12), und weiß, das alte Wort ist wahr, daß die Unsterblichen zu einem Glück Leiden paarweise gesellen (Pyth. 3); ja diese Mischung ist ihm die Bürgschaft dauernden Wohlergehens (Pyth. 7). So begegnen uns denn in Pindars mythischen Schilderungen die großen Dulder Oedipus, Agamemnon, Aias, Tantalos, die Sieben gegen Theben, und das Lied auf einen Klarinettenvirtuosen (Pyth. 12) erzählt von der Geburt der Musik aus dem Geist der Tragödie.

Immerhin nicht wehleidig wühlt er im Schmerz: „Nicht Fremden vorerzählen, wenn uns Mühsal zustößt!" (Fragm. 42.) Und der Mensch bleibt trotz allem wichtig nach Wert und Pflicht: sind wir auch ein Nichts, so dürfen wir uns in Etwas den Unsterblichen vergleichen an Geist und Natur (Nem. 6), und ist der Mensch auch nur eines Schattens Traumbild, so wirkt doch, wenn gottgegebene Wonne kommt, der Mensch dabei mit in Heldenhaftigkeit und Gleichmut (Pyth. 8). Aber Gott ist es, der aus der schwarzen Nacht reinstes Licht werden läßt (Fragm. 142), dem Zeus gehört Korinth (Nem. 7), Befreiung von Mühsal vollendet sich dem Gebet der Menschen um ihrer Gottesfurcht willen (Olymp. 8), und so ist es das Beste, reich zu sein an Weisheit, die mit dem Geschick zusammenstimmt (Pyth. 2, vgl. Jak. 1, 2—12), ja die Geschosse der Dämonen werden gar zum Entzücken innerhalb der apollinischen Religion (Pyth. 1, vgl. Schiller, Das Ideal und das Leben, Str. 13).

Religionsgeschichtlich am bekanntesten ist die zweite olympische Ode an Theron von Akragas, weil sie das früheste Gemälde eschatologischer Art von den Gefilden der Seligen bietet. Zugleich tritt dort ein Begriff auf, den der Leser vielleicht bisher vermißt hat: der des Bösen und der Schuld. Der Dicher hat in den ersten acht Strophen das Durcheinander von Freud und Leid in buntem Wechsel berührt, um diese Gedankengänge mit dem Hinweis auf die sieghafte Fürstenmacht zu schließen, die so vieles biete, um auszudauern in spitzigen Kummers Nacht,

in dessen Grund erst mit wahrhaftgem Schein
ein hehrer Stern dem Neidenswerten schimmert,
wenn einer weiß, wie das zukünftge Sein
sich für den Guten und den Bösen zimmert.
Wehrlos verfällt manch Wicht schon irdischer Pein,
und wessen Taten Zeus nicht hier gekümmert,
dem spricht man drunten Urteil, wo mit Grauen
er wird Anankas Henkermiene schauen.

Doch Edlen winkt ein Leben mühelos
bei Nacht und Tag in gleichen Sonnenfüllen,
die See nicht furchend, nicht der Erde Schoß
mit Werkzeug um der eitlen Nahrung willen.
Wen des gerechten Eides nie verdroß,
des Zähren sollen sich auf immer stillen,
er soll der Götter Schaffnern nahe stehn,
wenn Andere in grauser Qual vergehn.

Wer aber dreimal so sein Dasein fand
auf beiden Welten und mit ernstem Mühen
den Reiz des Bösen vollends überwand,
der darf zum Kronos-Schloß den Zeus-Pfad ziehen,
wo Okeaniden-Götterhauch das Land
umweht, Goldblumen aus den Bäumen glühen
und auch die Aue goldne Blumen bringt,
draus man Gewinde in die Hände schlingt

und nun den Siegern Kränze reicht zum Lohn
nach Rhadamanthys Schluß, der bei dem hehren
und großen Vater, bei der Rhea Sohn,
ihm, welchem Blitz und Donner zugehören,
als Richtgenosse sitzt am höchsten Thron.

Kehren wir zum diesseitigen Leben zurück, so läge es in unserm Zusammenhang nahe, die Hunderte von goldenen Weisheitssprüchen vorzuführen, welche zwischen Pindars Mythenreichtum eingesprengt sind. Hierauf verzichte ich. Nicht als dächte ich, die Sprüche der Gassenweisheit wären für echtes Christentum zu ordinär, weil vernünftelnd. Wir halten es, denke ich, mit dem württembergischen Prälaten und Gottesmann Oetinger, der „von der Wahrheit des sensus communis oder des allgemeinen Sinnes" gehandelt hat (er meint Sprüche und Prediger Salomo), und wir freuen uns, bei Lotze im Mikrokosmus (8. Buch, 3. Kapitel) zu lesen, wenn der Dichter uns unvermerkt so führe, daß wie durch zerrissenen Nebel plötzlich der unverlorene Gehalt einer so zur Gewohnheit gewordenen Betrachtung uns in seiner ganzen ursprünglichen herzlichen Meinung entgegenblickt: dann erzeuge er die höchste Wirkung durch Worte und Gedanken, die in ihrer Unscheinbarkeit dem uneingeweihten Sinne das Gewöhnlichste auf Erden zu sein scheinen. Indessen ich verweile bei dieser Fülle ethischer Wahrheiten nicht, weil man bequeme Zusammenstellungen hat, etwa bei Rauchenstein (1843), Bippart (1848), Croiset (1880), oder weil man sie leicht aus Übersetzungen und, was am echtesten wirkt, im griechischen Text sammeln kann.

Dagegen sei beiläufig auf einige Wendungen aufmerksam gemacht, deren Wortlaut an wichtige neutestamentliche Stellen erinnert. Am Schluß einer Ode (Pyth. 2) ist von dem Joch die Rede, das einer auf sich zu nehmen habe, während der, welcher gegen den Stachel löcke, einen schlüpfrigen Pfad wandle; an einer anderen Stelle (Fr. 222) wird vom Gold gesagt, Motte und Rost zehre nicht daran, und wieder an einer (Fr. 146) sitzt Athene zur Rechten des Vaters.

Wichtiger aber erscheint mir ein allgemeiner Zug der pindarischen Dichtung, den man meist nicht ausreichend hervorhebt. Die schöne Gegenwart voll Festfreude und Siegeserfolg wird überall eingetaucht in die erhabenere Welt volkstümlich-religiöser Mythen, in deren idealem Glanz das bloße Faktum sich nahezu verliert. Schwebte bei uns um unsere aufblühende Sportbetätigung ein ähnlicher Schimmer, oder fiele bei der edlen Leibesübung zuweilen etwas wie jene goldenen Worte in unser Ohr, dann erwüchse, was wir vermissen, Vergeistigung des Sports. Und wenn gar, was mir das Schwerste und Höchste ist, inmitten der Siegesfreude unserer olympischen

Feste zuweilen jene pindarische Überzeugung durchbräche, daß die wahre gottgewollte Wonne eine Zerstoßung des Herzens in schwarzem Sturmwetter zur Voraussetzung hat, dann erlebten auch wir dort „samenhaft" den göttlichen Logos, welcher in völligerer Erkenntnis die christliche Welt erleuchtet, hebt und beglückt durch Christus.

Hamburg Ludwig Bornemann

Jüdischer und deutscher Geist

1. Nation und Sendung

Jedes Volk von nationaler Eigenart neigt dazu, sich eine Weltmission zuzuschreiben. Von den Persern, den Griechen besonders zur Zeit Alexanders des Großen, von Türken, Mongolen, Spaniern und Engländern ist das bekannt. Und wenn jetzt die Italiener und die Russen glauben, die Welt mit einer neuen Staatsform und einer neuen Wirtschaftsordnung beglücken zu können, so liegt das auf der gleichen Linie. Von Amerika zumal lesen wir immer wieder das Wort America first, was nicht den Größenwahn eines überzivilisierten Volkes beweist — jedenfalls nicht nur —, sondern das tief verankerte Bewußtsein einer Sendung.

Zwei der Völker, in denen dieses Bewußtsein sich in ganz besonders charakteristischer Weise äußert, sind das jüdische und das deutsche Volk. Ein Vergleich der geistigen Strukturen dieser beiden Völker wird uns über Sinn und Inhalt dieses Sendungsbewußtseins wertvolle Aufschlüsse geben und darüber hinaus die meist viel zu oberflächlich behandelte Frage nach dem Typischen in einem Volke klar in die Erscheinung treten lassen. Zumal wo in Deutschland die Antisemiten in derart leichtfertiger Weise das Bedeutsame, ja das Heilige in den Staub ziehen, wo sie mit einer Sicherheit von den Dingen reden, die in umgekehrtem Verhältnis zu ihren Kenntnissen und zu ihrer Urteilskraft steht, tut es not sich einmal von umfassenden Gesichtspunkten aus über den jüdischen Geist in seiner Verwandtschaft und in seiner Gegensätzlichkeit zum deutschen Geist auszutauschen.

Der Rassestandpunkt ist unhaltbar geworden. Von einer deutschen Rasse redet kein ernst zu nehmender Mensch mehr, wenigstens soweit es sich um das deutsche Volk handelt, das ungefähr mit der deutschen Reichsgrenze zusammenfällt und die deutsche Sprache spricht. Wir wissen, daß in Berlin, also zunächst in Preußen und dann in ganz Deutschland, Menschen slavischen Geblütes oft größere Macht ausübten als „Germanen" und daß das deutsche Volk sich das nur dank der besonderen Fähigkeit zur Funktion des „Untertanen" und dank der absoluten Rücksichtslosigkeit der genannten Herrenkaste solange gefallen ließ. Das „Germanische" auch nur mit einiger Sicherheit festzustellen, ist höchstens in ganz kleinen Teilgebieten Deutschlands möglich, zumal die Rassenvermischung in allen deutschen Staaten und Stämmen in den letzten Jahrhunderten immer größere Fortschritte gemacht hat. Für die Juden ist die Rassenfrage ganz eng mit der des Exils (des Galuth) verknüpft und bedarf daher gesonderter Betrachtung.

Nun wird man fragen: Wenn für Deutschland die Verhältnisse so undurchsichtig sind, hat es dann überhaupt noch Sinn, von einem Gebilde zu reden, das den Namen „deutscher Geist" trägt? Nein und Ja, wird man antworten müssen. Nein insofern, als in gar keiner Weise gesagt werden kann, daß dieses Gebilde sich auf das Gebiet innerhalb der deutschen Reichsgrenzen beschränke. Denn die Tatsache, daß dieser deutsche Geist in Straßburg, in Nürnberg, in Weimar, in Lübeck — manche meinen auch: in Potsdam — in einer unendlich tiefen und einmaligen Form zum Vorschein kam, bedeutet etwas ganz Anderes. Er war ja ebenso in Wien, Hermannstadt, Zürich oder Philadelphia. Ja darf man aber insofern antworten, als es tatsächlich nicht nur eine Einheit des abendländischen Geistes im Sinne Oswald Spenglers gibt, sondern auch eine zwar nie endgültig konstatierbare, aber immer gesuchte und als Aufgabe gegebene Einheit des deutschen Geistes. Dieser deutsche Geist, dessen wesentliche Merkmale wir zu erkennen versuchen werden, kann natürlich nicht als eine Abart oder Unterabteilung jenes abendländischen Geistes verstanden werden, sondern einerseits als besondere Offenbarungsform desselben, anderseits als der eine Pol, der zusammen mit dem andern, dem „romanischen" Geiste die eigentliche Spannung, also Einheit und Widerstreit in der abendländischen Seele ausmacht.

Die Tatsache, daß es so etwas gibt wie deutschen Geist, wird entscheidend verdeckt durch den Riß, der in der deutschen Seele klafft, und der dadurch zustande gekommen ist, daß Deutschland seelisch und geistig von Südwesten nach Nordosten gewachsen ist, aber politisch und militärisch von Nordosten nach Westen und Südwesten. Diese Tatsache, die das Bild der deutschen Geistigkeit entscheidend beeinflußt, wird durch die an sich oberflächlichen Schlagworte „Geist von Potsdam" und „Geist von Weimar" bezeichnet. Das Fatale, das zu übersehen sich oft bitter rächt, ist nun, daß man den „Geist von Potsdam" nicht einfach aus der Wirklichkeit wegstreichen kann, sondern daß er sich in die deutsche Seele so tief geradezu eingefressen hat, daß man diese heute nur in der Polarität der beiden Geistesrichtungen verstehen kann. Damit ist gesagt, daß es durchaus nicht feststeht, daß die eine oder andere siegt, sondern die beiden befinden sich in einem unerbittlichen und unmöglichen Kampfe — unmöglich, weil er auf verschiedenen Ebenen und mit andersartigen Mitteln ausgefochten wird. Das durchaus schiefe Verhältnis Goethes zu Friedrich dem Großen ist absolutes Symbol dafür.

2. Theologischer Antisemitismus

Es kann nun hier nicht von Anfang an definiert werden, was deutscher Geist ist. Schon das eben Gesagte zeigt, daß es sich um gewaltige, vielleicht unerträgliche Spannungen handeln wird, die freilich noch in ganz andere Tiefen reichen. Es muß nur mit allem Nachdruck gefordert werden, daß, wenn wir uns mit diesen verantwortungsvollen Dingen befassen, alle die unendlich naiven und zugleich hochmütigen Sätze, die man uns in der Schule mitgegeben hat, radikal vergessen werden. Die Deutschen sind wirklich nicht treuer und wahrer, geistiger und tiefer als andere Völker (schon die altdeutschen Sagen beweisen das zur Genüge), ja man verdirbt sich den Blick für das eigentümlich Deutsche (wie es z. B. in der Bücherreihe „Deutsche Volkheit" Eugen Diederichs erstehen läßt), wenn man immer nur auf hervorragende und herrliche Lichtpunkte im deutschen Wesen aus ist. Und wenn man von dem Volk der Dichter und Denker spricht, so stimmt das nicht; denn diese Dichter und Denker sind, wie man weiß, — trotz des Volkes und vielfach trotz seinen politischen Führern über die deutsche Erde gegangen.

Wir tun also, wenn wir vom deutschen Geiste reden, gut daran, einen Kosmos oder ein System von Bezügen vor uns zu sehen, in dem Goethe und Hölderlin, Luther und Nietzsche, Grünewald und Rembrandt, Bach und Beethoven genau so gut ihre Stelle haben wie Barbarossa und Bismarck, Friedrich II., der sehr im französischen Wesen wurzelte, und Freiherr von Stein und Hindenburg. Denn es kommt nicht darauf an, wie wir den Deutschen zu sehen wünschen, sondern wie er wirklich ist.

Schwierigkeiten anderer Art ergeben sich, wenn wir nach dem Wesen des jüdischen Geistes fragen. Die Geschichte des jüdischen Volkes ist so alt, so reich und so vielgestaltig, daß es sehr schwer ist, den eigentlichen Gehalt auf eine Formel zu bringen. Auf der anderen Seite liegt es aber dem Judentum nahe, sich über sein Wesen, seine Möglichkeiten, seine Aufgabe in der Welt klar zu werden. Das Volk selbst war immer sehr wandlungs-

fähig, ja nach den Zeugnissen des Alten Testamentes sogar wetterwendisch. In den Jahrtausenden der Zerstreuung, des Galuth, hat sich diese Eigenschaft folgerichtig zur Anpassungsfähigkeit fortentwickelt. Aber sowohl die alten Propheten wie die Talmudisten, die großen jüdischen Philosophen des Mittelalters wie die modernen (genannt seien als zwei sehr verschiedene Vertreter Hermann Cohen und Martin Buber) wollten sich und Anderen über den Sinn des Judentums, seiner Existenz und seiner Geschichte Klarheit geben. Und wenn Alfred Kerr die Juden die „Vorwärtswuchter" der Menschheit nennt, so ist hier nochmals der — freilich ungenügende — Versuch gemacht, alles in eine knappe Formel zusammenzufassen.

Wir wollen nun an Hand der verschiedenen Lebensgebiete versuchen, uns ein selbständiges Urteil über den jüdischen Geist und sein Verhältnis zum deutschen zu bilden. Wir müssen aber noch einen Umweg machen. Wir müssen uns grundsätzlich klar werden über die Irrwege, auf denen man solch ein Urteil zu gewinnen sich vermaß, und die es unter allen Umständen zu vermeiden gilt. Kerr hat leider nur allzu recht, wenn er in seinen Betrachtungen „Jeruschalajim" den Juden zuruft: „Der Beitrag an neuer Kraft, den ihr, Juden, mit eurer Stärke liefert, wird verwischt; vertuscht; unter anderen Firmen verbucht; weggelogen. Man nennt euch, um euch zu schmähen. Man nennt euch, um ein dunkles Gegenstück zu haben für die sonnig-wonnig-verwaschene Mehrheit."

Ich wähle aus der Fülle der gelegentlichen oder zusammengefaßten Zeugnisse über den jüdischen Geist zwei heraus, die mir in Spiel und Gegenspiel die ganze Hoffnungslosigkeit der gegenwärtigen Lage anzudeuten scheinen. Es ist auf der einen Seite Goethe, über dessen Stellung zum Judentum große Unklarheit herrscht, auf der anderen ein Vertreter eines gemäßigten Antisemitismus (von dem ungemäßigten sei mir erlassen zu reden), nämlich Reinhold Seeberg, der als einer der ersten protestantischen Theologen Deutschlands und mit Recht als ein typischer Ausdruck des gegenwärtigen Protestantismus gilt. Seeberg hat sich in seiner Schrift „Zum Verständnis der gegenwärtigen Krisis in der europäischen Geisteskultur" ausführlich über das Judentum ausgesprochen.

Seeberg konstruiert ein Judentum, dem, auf Grund seiner Bibel „von Rechts wegen alle Güter der Welt gehören" und das darum die andern Völker mit allen nur möglichen Mitteln zu beherrschen sucht und sie als seine „Holzhacker und Wasserträger" ansieht. Dabei wirkt es bei seinen Wirtsvölkern zersetzend im Nationalen, im Moralischen und im Religiösen. Es „hat immer die geistige Entwicklung in eine ihm genehme und verständliche Richtung gebracht". Der Jude hat keine Intuition, aber er erkennt die konkreten Dinge, ihren Wert und ihre Bedeutung für das praktische Leben. Er verursacht die „Entfesselung der Begierde nach Geld und sinnlichem Genuß", und dies alles auf dem Grunde einer Charaktermischung, in der die größten Gegensätze wie Weichheit und Rachsucht nebeneinander liegen. Seeberg zitiert den bekannten Eduard Meyer: „In der Tat lebt im Judentum das Ideale und das Gemeine unmittelbar nebeneinander, oft genug ganz untrennbar zu einer Einheit verbunden." Merkwürdig verschoben wird das ganze Bild aber, indem Seeberg meint, die Juden hielten sich selbst von der Zersetzung ziemlich frei, sie verständen vielmehr alles Gemeine und Schmutzige ins rechte Licht zu setzen und zu verbreiten, und das mache sie so gefährlich für das deutsche Volk. Der Jude sei prädisponiert für die rationale und materialistische Deutung der Welt; aber das seien natürlich auch viele Deutsche, und daher schließt er: „Judentum nennen wir diese Weltanschauung ja nur, sofern ihre eifrigsten, geschicktesten und wirkungsvollsten Vertreter bei uns aus dem Judentum hervorzugehen pflegen." „Das Jüdische an dieser Weltanschauung ist also schließlich nur die Dreistigkeit und Zielsicherheit, mit der sie vertreten wird." Seeberg scheint nicht zu spüren, daß damit sein ganzes Gebäude zusammenbricht. Denn wenn gar kein Wesensunterschied zwischen den wirklichen Juden und den wirklichen Deutschen ist, sondern die Juden nur in klügerer Ausnützung der Situation den üblen Geist verbreiten, so steht die Unterscheidung zwischen jüdischem und deutschem Geist doch auf sehr schwachen Füßen.

Ähnlich geht es ihm, wenn er auf das eigentlich Religiöse zu sprechen kommt. Er tut das mit dem stolzen Bewußtsein, daß „wir auf einer höheren Stufe der religiösen Entwicklung stehen". Er gesteht dem Judentum die „elementare Art" seiner Anlage zu, die die Offenbarung Gottes unreflektiert aufnehme. Aber der deutsche Geist gehe viel tiefer. „Das Erste und das Letzte, über dessen Wesen der Germane in immer neuen Ansätzen grübelt, ist gegeben und ein für alle Mal festgelegt." Man glaubt, bei solch flacher Gegenüberstellung es mit einem Manne zu tun zu haben, der von einer ernsten Durchdringung jüdischer Probleme überhaupt nicht Kenntnis genommen hat, wie wir sie etwa bei Buber oder Cohen, bei Max Brod (in seinem hochbedeutenden Buche „Heidentum, Christentum, Judentum") oder Raphael Seligmann (in dessen Buch „Probleme des Judentums") finden. Bei der Lektüre solcher Schriften kann nämlich auch einem protestantischen Theologen aufgehen, wie unzureichend die Seebergschen Maßstäbe sind. Mit den Kategorien des Elementaren oder des Grübelns ist dem Unterschiede von Jüdisch und Deutsch wirklich nicht beizukommen.

Wenn also Seeberg seine Ausführungen in solchen Sätzen gipfeln läßt wie dem, daß wir „unsauber witzelnde Geistreichigkeit" finden, während man vom Geiste rede, oder wenn wir gar die folgende kühne Zusammenfassung zu hören bekommen: „Das Judentum ist der Todfeind jeder wirklichen Kultur und jedes geistigen Fortschritts", so können wir die ganze Seebergsche Konzeption nur als eine sehr bedauerliche und im tiefsten Sinne fatale Konzession an den vulgären Antisemitismus bezeichnen. Und da dies im wissenschaftlichen Gewande einhergeht, also sehr Viele darauf hören, könnte einen ein schmerzliches Grauen vor der Seichtigkeit ankommen, mit der hier die schwersten Fragen angegriffen — nein besser aufgegriffen werden, ohne daß auf irgendeiner Seite mehr als Verbitterung, Enttäuschung und Versteifung in gefährlichen Vorurteilen entsteht.

Was die ganze Art eines Seeberg so unfruchtbar macht, läßt sich in wenige Sätze zusammenfassen.

Erstens ist von der religiösen Berufung und Sendung des Judentums, die das ganze Alte und Neue Testament bezeugt, überhaupt nicht die Rede — zugleich ein Beweis, daß für viele protestantische Theologen die Politik wichtiger wird als die Schrift. Ohne dies Element der Verheißung ist aber das Judentum weder geschichtlich noch in seiner grundsätzlichen geistigen Haltung zu verstehen.

Zweitens ist die, sei es kritische oder verstehende, Stellung hervorragender Juden zum deutschen Geist überhaupt nicht berücksichtigt, und das ist sehr sonderbar, wo man doch gerade das Judentum mit dem Begriff des Pharisäismus so gerne zu treffen sucht.

Es wird eben eine — übrigens sehr undeutsche — einlinige und ungehemmte Stellung zum Judentum eingenommen, in der nur die Schattenseiten desselben hervortreten, während die Schattenseiten des Deutschtums nur gelegentlich gestreift, nie aber grundsätzlich gewertet werden. Das hängt aufs engste mit dem Dritten zusammen, daß mit keinem Worte von der ungeheuren Schuld der Christen, auch der deutschen Christen, die Rede ist, die ihr gut Teil dazu beitrugen, daß die Schattenseiten im Judentum sich verhältnismäßig so stark entwickeln konnten. Man denke dabei nicht nur im allgemeinen an den Zwang, ins Ghetto zu gehen oder sich durch die oft sehr fragwürdige und verführerische Tätigkeit des Handelns durchs

Leben schlagen zu müssen, sondern auch an Konkretes, z. B. daß die Juden im Mittelalter das verhängnisvolle Privileg besaßen, gestohlene Habe, die sie als Pfandleiher erhalten, oder als Trödler angekauft hatten, nur gegen Ersatz des Pfandgeldes oder des Kaufpreises an den Bestohlenen wieder herauszugeben. Und dann verlangt man, daß so etwas spurlos an dem Charakter und Geist eines Volkes vorübergehe! Wo aber das Gefühl der eigenen Schuld grundsätzlich so fehlt wie bei Seeberg, da kann von einer wirklich tiefen Betrachtung nicht die Rede sein.

3. Goethe

Wir mußten uns mit Seeberg solange aufhalten, weil in seiner Methode jeder Antisemitismus, auch in einer etwa noch viel feineren Form als bei Seeberg, als Basis für unser Thema unmöglich erwiesen ist, und weil erst dann die Diskussion auf eine ihr entsprechende Höhe hinaufgehoben werden kann. Eine erste Andeutung derselben kann uns Goethe geben, obwohl gerade da sehr Vieles ungeklärt bleibt. Goethes Stellung zum Judentum kann man als die einer ehrfürchtigen, aber oft stark distanzierten Bewunderung formulieren, die aber immer im reinsten Sinne taktvoll bleibt.

Dafür einige Belege, zunächst für das Letzte. In einem zeitgenössischen Aufsatz über Goethe als Theaterdirektor wird berichtet: „Parodien klassischer Stücke waren ihm ein Greuel. Über Wurms Bestreben, die Juden von der Bühne herab dem Gespötte preiszugeben, geriet er in Zorn und sagte: Es ist schändlich, eine Nation, die so ausgezeichnete Talente in Kunst und Wissenschaft aufzuweisen hat, gleichsam an den Pranger zu stellen. Solange ich das Theater zu leiten habe, dürfen derartige Stücke nicht gegeben werden!“ — Man sieht also nicht nur, daß es auch bei Christen „witzelnde Geistreichigkeit“ gab, sondern daß Goethe, um mit einem seiner Lieblingsausdrücke zu reden, ein „reines“ Verhältnis zum Judentum am Herzen lag.

Weiter ausholend berichtet A. Frankl die Geschichte von der Begegnung Goethes mit dem böhmischen jüdischen Edelmann Simon von Laemel in Karlsbad im Juni 1811. Nachdem sich Laemel als Bankier aus Prag vorgestellt hat, sagt Goethe: „Eine ausnehmend merkwürdige Stadt! Die Synagoge, wenn sie auch nicht so alt ist, wie die gerne übertreibenden Juden meinen, ist ein interessanter gotischer Bau, vielleicht aus dem zwölften Jahrhunderte. Und der Friedhof mit seinen ehrwürdigen Monumenten! Er verdiente gezeichnet und die Inschriften erhalten zu werden. Im Laufe der Zeiten geht so Ehr- und Denkwürdiges doch verloren.“ Ein jüdisches Thema war so angeklungen und Herr von Laemel sagte ohne jede Vermittlung: „Der Schiller, Ew. Exzellenz! hat uns Juden mit seiner Abhandlung: Die Sendung Mosis sehr weh getan, und was das Schlimmste ist, er hat uns gekränkt, weil er die Sache gar nicht verstanden hat.“ (Schiller kommt im Verlauf dieser Abhandlung zu dem Resultat, daß Moses durch ägyptische Mysterien Kenntnis von einem geistigen Gotte erhalten habe, den er aber dem Volke in der minderwertigen Form eines Feldherrn und Gesetzgebers vermittelt.) Goethe äußerte auf die Worte des Juden: „Der Eindruck, den ich in früher Jugend in meiner Vaterstadt empfing, war mir ein mehr erschreckender. Die Gestalten der engen und finsteren Judenstadt waren mir gar sehr befremdliche und unverständliche Erscheinungen, die meine Phantasie beschäftigten, und ich konnte gar nicht begreifen, wie dieses Volk das merkwürdigste Buch der Welt aus sich heraus geschrieben hat. Was sich allerdings in meiner früheren Jugend als Abscheu gegen die Juden in mir regte, war mehr Scheu vor dem Rätselhaften, vor dem Unschönen. Meine Verachtung, die sich wohl zu regen pflegte, war mehr der Reflex der mich umgebenden Männer und Frauen. Erst später, als ich viele geistbegabte, feinfühlige Männer dieses Stammes kennen lernte, gesellte sich Achtung zu der Bewunderung, die ich für das bibelschöpferische Volk hege, und für den Dichter, der das hohe Liebeslied gesungen hat. Beide Bücher haben mich mannigfach beschäftigt.“

So weit Goethe. Man spürt etwas eigentümlich Verschränktes und Unsicheres aus seinen Worten, und das dürfte tatsächlich die eigentümliche Spannung des tiefer denkenden Deutschen gegenüber dem Juden ausdrücken. Goethe hat gelegentlich scherzhafte Anspielungen über die Juden und ihr Geld gemacht (Eckermann, 7. Okt. 1828). Sehr seltsam ist auch sein Wort (August 1810 zu Riemer) *): „Die Weiber wissen niemals, worüber eigentlich sich die Männer nicht vertragen können. Weil sie eben wie die Juden kein Point d'honneur haben und zuletzt immer noch transigieren.“ (Das bedeutet: nachgeben.) Es kommt hier eine merkwürdige Ratlosigkeit Goethes gegenüber dem Judentum zum Vorschein, die natürlich etwas Richtiges sieht, aber doch auch verallgemeinert und eigentlich einen Kurzschluß begeht.

Entscheidend dürfte aber für die durchaus lebendige und elastische Stellung Goethes zum Judentum sein Wort sein: „Deutsche gehen nicht zu Grunde, so wenig wie die Juden, weil es Individuen sind.“

In diesem Worte ist eine, in Goethes Sinn, alles überragende Verwandtschaft zwischen jüdischem und deutschem Geiste ausgesprochen. Denn wo etwas individuell geworden ist, das heißt den Sinn seines Daseins gefunden, sich verwirklicht hat, da hat es Tiefe und ewige Bedeutung.

Mit diesen Worten haben wir die Ebene erreicht, auf der es sich lohnt, fern dem minderwertigen Tagesgezänk, fern auch dem feineren Ressentiment, der wirklichen Frage unseres Themas nachzugehen. Wir schlagen den Weg ein, daß wir zuerst den Lehrtypus, dann den Lebenstypus in seiner Anwendung auf Persönlichkeit, Kunst, Recht und Sozialgestaltung betrachten, um dann schließlich jüdischen und deutschen Geist in seiner Spannung und in seiner möglichen Einheit zu begreifen.

Solingen-Foche Hans Hartmann

Zur Reform des Ehescheidungsrechts

Wenn die Rechtsordnung das gesamte Gebiet des menschlichen Lebens nach seinen äußeren Beziehungen regeln soll, so ist es klar, daß dort ihre Aufgabe am befriedigendsten ist, wo das Leben, wie z. B. in der Wirtschaft, sich wesentlich in äußeren Beziehungen erschöpft, daß sie aber auf allen den Gebieten nur Unvollkommenes zu leisten vermag, die einen vorzugsweise innerlichen Charakter tragen. So werden namentlich Kirchenrecht und Eherecht immer die Stiefkinder der Rechtswissenschaft und der Gesetzgebung bleiben. Die hieraus sich ergebende Schwierigkeit wird dadurch noch gesteigert, daß der Ruf nach Rechtsänderung auf diesen Gebieten sich immer wieder mit besonderem Ungestüm in Zeiten religiöser und sittlicher Gährung und Verwirrung zu erheben pflegt, in Zeiten also, die am wenigsten geeignet sind, etwas Gesundes und Dauerndes zu schaffen. Ganz zu geschweigen davon, daß hinsichtlich der Ehe die Anschauungen der gebildeten und der ungebildeten Kreise stark auseinandergehen und man doch nicht das Eherecht für das „Volk“ und für die „oberen Zehntausend“ verschieden regeln kann! Diese Gesichtspunkte darf man nicht vergessen, wenn man zu den gegenwärtigen Bestrebungen nach Reform des Ehescheidungsrechts Stellung nehmen will.

Nicht lange nach dem Kriege haben sich Interessenten zu dem Verband Eherechtsreform in Köln und zu dem

*) Mitgeteilt in Biedermann, Gespräche mit Goethe. 1. Auflage. In der 2. Auflage gestrichen, da es sich um eine Tagebuchnotiz vom 15. März 1808 handelt, die Riemer irrtümlicherweise unter die Gespräche einreihte.

Deutschen Rechtsbund in Dresden zusammengeschlossen und an den Deutschen Reichstag in den Jahren 1920 und 1921 Eingaben gemacht. Der Bund deutscher Frauenvereine ist mit einer Denkschrift gefolgt. Verschiedene Parteien haben Gesetzesanträge gestellt. Die Angelegenheit ist dem Rechtsausschuß des Reichstags überwiesen worden. Von besonderer Bedeutung ist die Rede, die hier von dem Vorsitzenden, dem hochverdienten Geheimen Justizrat Professor D. Dr. Kahl, am 25. Januar 1927 gehalten worden ist*) und eine eingehende Orientierung über die Frage bietet. Ein Unterausschuß hat sodann die Angelegenheit beraten und dem Rechtsausschuß einen Gesetzesvorschlag vorgelegt, den dieser noch vor Beendigung der letzten Reichstagssession beraten und zum Teil abgeändert hat**). Hierbei ist es zunächst verblieben.

Das Bürgerliche Gesetzbuch führt in den §§ 1565 ff. eine Reihe einzelner Scheidungsgründe, insbesondere Ehebruch und bösliche Verlassung, auf und gibt außerdem im § 1568 eine sogenannte Generalklausel:

Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann. Als schwere Verletzung der Pflichten gilt auch grobe Mißhandlung.

Um diese Gesetzesbestimmung dreht sich der Hauptstreit, der in Einzelschriften, wissenschaftlichen Zeitschriften, sowie in der Tagespresse geführt worden ist und noch geführt wird.

Vor allem weist man darauf hin, daß auch ohne Verschulden eines oder beider Ehegatten eine so tiefe Zerrüttung der Ehe eintreten könne, daß ihre Aufrechterhaltung sinnlos sei. Um sich aus ihrer qualvollen Lage zu befreien, griffen die Ehegatten dann zu dem Mittel, daß sie dem Gericht einen Ehebruch oder eine bösliche Verlassung vortäuschten, und suchten auf diese Weise ein Scheidungsurteil herbeizuführen. Und in öfteren Fällen werde der Richter, der den Parteien helfen wolle, durch die Macht der Tatsachen schon jetzt dazu gedrängt, die Grenze zwischen Schuldhaftigkeit und Schuldlosigkeit zu verwischen und die Scheidung auch da auszusprechen, wo nach dem geltenden Recht nicht die vollen Voraussetzungen dafür erfüllt seien.

Aus diesen Gründen wird vielfach befürwortet, nach dem Muster des Artikel 142 des Schweizerischen Zivilgesetzbuchs das Verschuldungsprinzip durch das Zerrüttungsprinzip oder, wie auch wohl gesagt wird, das Prinzip der subjektiven durch das Prinzip der objektiven Zerrüttung zu ersetzen.

Der Rechtsausschuß des Reichstags hat dieser Forderung Rechnung getragen durch den Vorschlag, den § 1568 einen § 1568 a hinzuzufügen, dessen zwei erste Absätze lauten:

Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn aus einem anderen Grunde eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses eingetreten ist, daß eine dem Wesen der Ehe entsprechende Fortsetzung der Lebensgemeinschaft nicht mehr erwartet werden kann, und wenn infolge der Zerrüttung die Lebensgemeinschaft der Ehegatten seit mindestens einem Jahre vor Erhebung der Klage nicht mehr besteht.

Das Recht eines Ehegatten auf Scheidung nach Absatz 1 ist ausgeschlossen, wenn er selbst einen Scheidungsgrund gegeben hat oder anderweit die Zerrüttung der Ehe vorwiegend durch sein schuldhaftes Verhalten herbeigeführt worden ist.

Der § 1568 a soll danach nur subsidiären Charakter haben, d. h. er soll nur dann zur Anwendung gelangen, wenn entweder der Beweis der vorhandenen Schuld eines Ehegatten nicht hat geführt werden können oder wenn eine solche Schuld überhaupt nicht vorhanden ist.

Es ist ohne Weiteres anzuerkennen, daß es Ehen gibt, die ein Meer von Elend in sich bergen, ohne daß man den Ehegatten ein Verschulden im rechtlichen Sinne nachweisen kann. Auch Schleiermacher hat in einer seiner Ehestandspredigten darauf hingewiesen, daß viele unglückliche Ehen nicht sowohl von den Ehegatten, als von ihren Eltern verschuldet seien, wenn diese die Kinder zum Heiraten lediglich nach äußeren Rücksichten zu bestimmen suchten. Das Mitgefühl mit denen, die sich in solcher traurigen Lage befinden, ist gewiß berechtigt, und es ist zuzugeben, daß der Eherichter dadurch veranlaßt werden kann, an das Erfordernis des Verschuldens keinen allzu strengen Maßstab anzulegen. Gleichwohl kann meines Erachtens einer Erleichterung der Ehescheidung im Sinne des vorgeschlagenen § 1568 a nicht das Wort geredet werden. Die Motive zum Bürgerlichen Gesetzbuch bemerken dazu:

Der Staat hat ein dringendes Interesse daran, darauf hinzuwirken, daß die Ehe als die Grundlage der Gesittung und der Bildung so sei, wie sie sein soll, und deshalb das Bewußtsein des sittlichen Ernstes der Ehe und die Auffassung derselben als einer von den Willen der Ehegatten unabhängigen sittlichen Ordnung im Volke zu fördern. Dies geschieht durch Erschwerung der Ehescheidung. Es wird dadurch einerseits der Eingehung leichtsinniger Ehen entgegengetreten, anderseits darauf hingewirkt, daß die Führung in der Ehe selbst eine dem Wesen der Ehe entsprechende ist, da, wenn die Ehegatten wissen, daß die Ehe nicht leicht wieder gelöst werden kann, die Leidenschaften, welche den Wunsch nach Scheidung erregen, eher unterdrückt, eheliche Zerwürfnisse leichter wieder beseitigt werden und an Stelle der Willkür die Selbstbeherrschung und das Bestreben der Ehegatten treten, sich einander zu fügen.

Diese Erwägungen sind für die Aufnahme des Verschuldungsprinzips in den § 1568 des Bürgerlichen Gesetzbuchs maßgebend gewesen. Ich glaube, daß sie auch heute noch ihre Geltung behalten haben.

Dazu kommt noch Folgendes. Wenn der vorgeschlagene § 1568 a zum Gesetz wird, so werden allerdings in vielen Fällen die Ehegatten, die über die Scheidung einverstanden sind, nicht mehr nötig haben, einen Scheinprozeß anzustellen, um voneinander loszukommen. In anderen Fällen aber werden sie nach wie vor es vorziehen, Ehebruch oder bösliche Verlassung vorzutäuschen, weil im gegebenen Falle die Zerrüttung vielleicht nur durch Offenlegung der Intimitäten des Ehelebens begründet werden kann. Will man die Scheinprozesse wirklich aus der Welt schaffen, so muß man die bloße beiderseitige Einwilligung als ausreichenden Scheidungsgrund anerkennen. Das wäre auch ganz konsequent, wenn die Ehe lediglich ein privates Vertragsverhältnis wäre, wie die Nächstbeteiligten es sich öfter denken; das ist sie aber nicht, sondern eine Sache von öffentlicher Bedeutung, eine der Hauptgrundlagen des ganzen Volkslebens. — Auch das sogenannte Abkaufen der Ehescheidung, das eine üble Seite des heutigen Rechtszustands ist, würde nach dem vorgeschlagenen § 1568 a nicht völlig wegfallen. Wenn nämlich z. T. der eine Teil die Ehescheidungsklage wegen objektiver Zerrüttung einreicht und der andere Teil, der sich nicht scheiden lassen will, ihm einwendungsweise die Klagebefugnis wegen eigenen Verschuldens bestreitet, so liegt es — namentlich wenn die Sach- und Rechtslage zweifelhaft ist — nahe, daß die Einwendung fallen gelassen wird, wenn der klagende Teil finanzielle Vorteile verspricht. Völlig geholfen würde nur dann werden, wenn man auch dem schuldigen Teil das Klagerecht geben würde, wogegen sich aber ein gesundes Rechtsgefühl sträubt.

Eine Frage ist, soviel ich sehe, bisher noch nicht erörtert worden, nämlich die Frage, ob nicht die Kriegs- und Nachkriegsehen eine gesonderte Behandlung verdienen. Zu Anfang des Weltkriegs sind vielfach von den Kriegsteilnehmern Ehen in überstürzter Weise geschlossen worden. Und die aus dem Felde zurückkehrenden Angehörigen der Wehrmacht hatten ein starkes Bedürfnis nach Liebe und nach der Gründung eines eigenen Herdes, wobei dann in der allgemeinen Aufregung jener Tage die Besonnenheit ruhiger Zeiten fehlte. Dazu kamen die oft

*) Abgedruckt in der Deutschen Juristenzeitung 1927, Sp. 553 ff.
**) Drucksachen des Reichstags, dritte Wahlperiode 1924/28, Nr. 4106.

lange dauernden Trennungen der Ehegatten während und nach der Kriegszeit und die traurigen Wohnungsverhältnisse. So ist es kein Wunder, daß viele unglückliche Ehen und viele Scheidungsprozesse die Folge gewesen sind. Auf anderen Gebieten hat man die eigentümlichen Verhältnisse jener Jahre durch Sondergesetze in ausgiebigem Maße berücksichtigt: ich erinnere an die Gesetze über Wucher, Wohnungswesen und Aufwertung. Und der zeitweisen Verwirrung der moralischen Begriffe ist durch ausgedehnte Amnestieerlasse Rücksicht getragen worden. So sehr davor zu warnen ist, die Bedürfnisse einer abnorm gearteten Zeit zum Ausgangspunkt für eine auf Dauer berechnete Regelung zu wählen, so berechtigt ist es doch, sie zum Gegenstand einer Ausnahmegesetzgebung zu machen. So würde ich auch nichts einzuwenden haben, sondern es als ein Gebot der höheren Gerechtigkeit ansehen, wenn man etwa für die in der Zeit vom 1. August 1914 bis 31. Juli 1921 geschlossenen Ehen die objektive Zerrüttung im Sinne des vorgeschlagenen § 1568 a zur Scheidung genügen lassen würde; und selbst die Zulassung der gegenseitigen Einwilligung als Scheidungsgrund könnte insoweit meines Erachtens in Frage kommen. Allerdings müßte man wohl gestatten, daß Klagen, die nach dem bisherigen Recht haben abgewiesen werden müssen, unter Berufung auf das neue Recht nochmals angestellt werden. Indessen werden das nicht allzu viele sein. Denn es ist wohl anzunehmen, daß die Gerichte den Kriegs- und Nachkriegsverhältnissen bereits bisher soweit Rechnung getragen haben, als es mit dem Gesetz irgend vereinbar gewesen ist.

Eine besonders wichtige Frage ist es, welche Bedeutung krankhaften Geisteszuständen eines Ehegatten beizumessen ist, die nicht eigentliche Geisteskrankheiten sind, insbesondere der schweren Hysterie. Nach dem geltenden Recht kann die Ehe nur wegen eigentlicher Geisteskrankheit geschieden werden (§ 1569 des Bürgerlichen Gesetzbuchs). Hat ein Ehegatte durch sein Verhalten die Ehe in einer Weise zerrüttet, die an sich schuldhaft wäre, aber durch Hysterie entschuldigt ist, so kann nach der Praxis des Reichsgerichts der § 1568, dessen Wortlaut oben angegeben ist, zur Begründung der Scheidung nicht verwandt werden. Hierin liegt ein zweifelloser Übelstand. Wie jeder Eherichter weiß, kann ein schwer hysterischer Ehegatte dem anderen Teil das Leben zur Hölle machen und seine ganze bürgerliche Existenz untergraben. Der Unterausschuß des Rechtsausschusses hatte dem Rechnung getragen, indem er einerseits im § 1569 Scheidung wegen objektiver Zerrüttung vorschlug, anderseits die Scheidung wegen Geisteskrankheit auf andere krankhafte Geisteszustände ausdehnte. Hiergegen ist geltend gemacht worden, daß in einer unglücklichen Ehe sicher jeder Teil gegenüber dem anderen die Behauptung aufstellen werde, dieser leide an krankhaften Geisteszuständen. Er werde auch vielleicht Sachverständige finden, die ihn dabei unterstützen. Namentlich bei der Nervosität der heutigen Zeit sei die Ausdehnung des § 1569 bedenklich. In der Tat hat der Rechtsausschuß die „krankhaften Geisteszustände" im § 1569 wieder gestrichen. Meines Erachtens ist das zu bedauern. Das Gericht ist ja an die Behauptungen der Partei ebensowenig wie an das Gutachten ihres Sachverständigen gebunden, sondern hat seine eigenen Sachverständigen und prüft die Sachlage von sich aus. Und außerdem sollte nach dem Entwurf des Unterausschusses die Scheidung sowohl wegen Geisteskrankheit wie wegen anderer krankhafter Geisteszustände nur dann zulässig sein, wenn die Aussicht auf Wiederherstellung der geistigen Gemeinschaft zwischen den Ehegatten ausgeschlossen ist. Daß bei Anerkennung der krankhaften Zustände als Ehescheidungsgrund die Parteien das Gesetz öfters mißbrauchen und sich grundlos schwere Hysterie vorwerfen, dadurch aber unerquickliche Beweisaufnahmen verursachen würden, ist allerdings wahrscheinlich, kann aber nicht entscheidend sein.

Der Unterausschuß hatte noch vorgeschlagen, jedem Ehegatten das Recht auf Scheidung zu geben, wenn die Ehegatten in beiderseitigem Einverständnis mindestens fünf Jahre völlig getrennt voneinander gelebt haben. Dieser von Kahl selbst als höchst bedenklich bezeichnete Vorschlag ist vom Rechtsausschuß angenommen worden.

Dies sind die wichtigsten Punkte bei der geplanten Ehescheidungsreform. Anderes, namentlich die Regelung der Unterhaltspflicht der Ehegatten und der Sorge für die gemeinsamen Kinder, muß an dieser Stelle unerörtert bleiben.

Nun ist es freilich fraglich, ob es einen großen Zweck hat, sich über alle diese Dinge den Kopf zu zerbrechen. Denn aller Voraussicht nach wird jede Reform am Widerstande des Zentrums scheitern. Es ist das persönliche Verdienst des selbst katholischen früheren Staatssekretärs des Reichsjustizamts Nieberding gewesen, daß das Zentrum seiner Zeit zum Ehescheidungsrechts des Bürgerlichen Gesetzbuchs seine Zustimmung gegeben hat. In späterer Zeit aber hat der gleichfalls katholische Justizminister Frenken sich gegen eine Reform erklärt. Ganz neuerdings ist wohl der Gedanke aufgetaucht, das Ehescheidungsrecht für Katholiken und für andere Staatsbürger wenigstens teilweise verschieden zu regeln, wie denn in Österreich Ähnliches Tatsache geworden ist. Diesen Gedanken halte ich für völlig unmöglich. Einmal wäre dann ein neuer Anlaß gegeben, die Nation in zwei Hälften auseinander zu reißen. Sodann aber wäre es der erste Schritt auf dem Wege zur Einführung des kanonischen Eherechts und schließlich auch der geistlichen Gerichtsbarkeit für die deutschen Katholiken. Dieses Recht stellt als Prinzip die Unauflöslichkeit des Bandes der Ehe auf, weiß dann aber in Ausnahmefällen auf dem Umwege der Nichtigkeitsklage doch dasselbe Ergebnis wie mit der Scheidungsklage zu erreichen. Wie weit das unter Umständen gehen kann, hat neuestens der Fall Marconi gezeigt *). Vor einem solchen Ehescheidungsrecht wollen wir unsere katholischen Mitbürger bewahren.

Zum Schluß noch Eines! Wenn man die Vorschläge des Unterausschusses oder des Rechtsausschusses als Legalisierung des Konkubinats oder als Bolschewismus bezeichnet, so ist das auf das Entschiedenste zurückzuweisen. Auch wer ihnen nicht in allem beizustimmen vermag, muß zugeben, daß sie durchaus diskutabler Natur sind. Die Aussprüche Jesu und des Apostels Paulus sind als Ausdruck einer die Heiligkeit der Ehe über Alles stellende Gesinnung, nicht aber als Gesetzesparagraphen aufzufassen. So sind denn auch die aus diesen Aussprüchen abgeleiteten Ehescheidungsgründe des Ehebruchs und der böslichen Verlassung seit der Reformationszeit von Theorie und Praxis in sehr weitem Sinne ausgelegt und später von der staatlichen Gesetzgebung durch Hinzufügung weiterer Gründe ergänzt worden. Und Schleiermacher hat anerkannt, daß die bürgerlichen Ordnungen eine zu große Strenge vermeiden und sich nach dem jedesmaligen Zustand der Menschen richten müssen, wobei zu hoffen sei, daß der Fortschritt der Gesinnung auch eine Besserung der bürgerlichen Gesetze herbeiführen werde.

Das meist verschuldete, manchmal aber auch unverschuldete Elend unglücklicher Ehen muß in seiner ganzen Tiefe und Bedeutung anerkannt und gewürdigt werden. Für den Gesetzgeber ergibt sich daraus die harte und schwierige Aufgabe, die Interessen der Einzelpersönlichkeit mit denen der gesellschaftlichen Ordnung zu vereinigen. Aber nicht selten handelt es sich gewiß um Schwierigkeiten, die vielleicht zuerst unlösbar scheinen und dann doch bei gutem Willen besiegt werden können. Es ist eine Tatsache und wird oft nicht ganz mit Unrecht als die eigentliche Tragik des ehelichen Lebens bezeichnet, daß eine vollkom-

*) Im Auszug veröffentlicht in der Juristischen Wochenschrift 1928, S. 85.

mene Ehe so gut wie nie erreicht wird. In der Jugend ist es manchmal zu beobachten, daß nach dem Verfliegen der Leidenschaft Unterschiede in den Anschauungen hervortreten, die Schwierigkeiten bereiten. Und im Alter, wo die Individualitäten sich schärfer und starrer entwickeln, können andere Hemmnisse hervortreten. Nicht ohne Mühe kann Derartiges überwunden werden. Wo eine gemeinsame Anschauung über den letzten Grund des Lebens fehlt, wird dann oft nicht mehr als ein äußerliches Nebeneinanderleben erreicht. Wo sie vorhanden ist, lernt Eines das Andere tragen und führt das gegenseitige Tragen zur inneren Vertiefung.

So viel Geistliches und Geistloses in der Gegenwart über die Ehe gesagt und geschrieben worden ist, so ist es doch geradezu erschütternd, zu sehen, daß der einfachste Gesichtspunkt so oft unbeachtet bleibt: ich meine den Gesichtspunkt, der von dem Dichter der Wahlverwandtschaften in der hausbackenen Gestalt des Mittler karikiert worden ist, der aber, richtig betrachtet, doch der Weisheit letzter Schluß auf diesem Gebiet ist: Geduld und Liebe. Diese beiden Worte klingen sehr einfach, und doch spiegelt sich darin das tiefste Rätsel alles Lebens: die Selbstgewinnung durch die Selbstentäußerung. Darin liegt das eigentliche und das erreichbare Glück einer wahren Ehe. Wenn aber einer sich durchaus nicht darein finden kann, daß auf dieser Erde auch in der innerlichsten Form menschlichen Zusammenlebens die letzte Vollkraft kaum verwirklicht werden kann, den kann man nur ernsthaft bedauern, weil er sich eine Welt ausgesucht hat, die seinen Bedürfnissen so wenig entspricht.

Celle Hugo Weizsäcker

Was ist mir der Sonntag?

Von Primanern beantwortet

Haben für jeden Lehrer zur besseren Beurteilung des Schülers Einblicke in seine Umwelt und Mitteilungen über seine Herkunft große Bedeutung, so gilt dies ganz besonders vom Religionslehrer. Ihm muß daran liegen, etwas über das religiöse Empfinden der ihm anvertrauten Jugend zu erfahren. Die Möglichkeit hierfür ist aber in der Regel im gewöhnlichen Unterrichtsverlauf nicht gegeben. So griff ich denn nach dem Vorbild eines in Berlin-Friedenau gemachten Versuches (Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht 1927 8. Heft, 1928 2. Heft) zu dem Mittel, in zwei von unseren sieben Primen, einer Unter- und einer Oberprima, in einer einstündigen Niederschrift in der Klasse die Frage beantworten zu lassen: „Was ist mir der Sonntag?“ Ich glaubte, diesen Versuch deswegen machen zu sollen, weil bei uns andere Verhältnisse vorliegen: 1. ist der Schultypus ein anderer, bei uns eine Oberrealschule, in Friedenau ein Gymnasium; 2. stammen im Gegensatz zu dem gutbürgerlichen Vorort Friedenau unsere Schüler zum größten Teil aus dem armen Nordosten Berlins. Ich erhielt 20+19, also 39 Arbeiten, eine hinreichende Materialsammlung, um das Vorhandensein (oder Nichtvorhandensein) religiöser Veranlagung und Betätigung feststellen zu können.

Das Ergebnis ist, um dies gleich vorweg zu nehmen, wenig erfreulich (genau so wie in Friedenau). Aber es ist wichtig für uns Religionslehrer, wir wissen nun, woran wir sind.

Eines möchte ich gleich zu Anfang hervorheben: Ehrlich sind unsere Primaner. Sie haben nicht versucht, irgendwelche falschen Eindrücke bei ihrem Lehrer zu erwecken. Sie geben sich ohne Scheu, wie sie sind.

Was ist ihnen nun der Sonntag? In erster Linie — das kehrt eigentlich gleichermaßen in allen Arbeiten wieder — ist er ihnen ein Ruhe-, ein Erholungstag. Sie betonen ausdrücklich, daß nach der anstrengenden Arbeit der Woche ihnen der Sonntag zur Ausspannung die notwendige Ergänzung bildet. Deswegen pflegen sie auch, wenn irgend möglich, keinerlei Schularbeiten an diesem Tage anzufertigen, wenn nicht gerade ein Vortrag oder ein Aufsatz auch diesen Tag mit Beschlag belegt.

Alle Großstädter sind als Ausgleich zu ihrem Asphaltdasein im Steinmeer Naturschwärmer, so auch unsere Primaner. Sie wandern oft schon am Sonnabend hinaus, um womöglich den Sonnenaufgang in der freien Natur zu erleben. Der Wald mit seinem geheimnisvollen Dunkel, die ländliche Ruhe und Einfachheit zieht sie an. Es kommt in mehreren Arbeiten eine wahrhaft andächtige Stimmung zum Ausdruck. So schreibt einer:

In solchen Augenblicken, wo ich mit mir allein bin, mit mir und meinen Gedanken, um mich die Ruhe der Natur, bin ich wunschlos-selig, wenn man dies Gefühl so bezeichnen darf.

Ich bringe als Probe die Arbeit eines ganz besonderen Naturschwärmers:

Eine Gewissensfrage zu beantworten ist schwer, überhaupt wenn man sich selbst noch nicht ganz klar darüber ist und noch zwischen Zweifeln schwebt. — Spricht man mit älteren Menschen über den Sonntag, so hört man fast immer die Antwort: der Sonntag ist der Feiertag, an dem du Gott für seine Güte danken sollst und in die Kirche gehen mußt. Mit diesem Gedanken kann ich mich ganz und gar nicht vertraut machen. Mich ziehts schon am Sonnabend hinaus ins Freie, um dort den Sonnenuntergang zu erleben, um — frei zu sein! Und man ist es auch, wenn abends sich leise Nebel auf die Erde senken und wie traumhaft weiche Schwingen alles decken zu stiller Ruh. Um diese Stunde ist es herrlich in Wald und Feld; dann fühlt man sich frei und glaubt, das ganze weite All, der endlose Raum wäre sein. Doch dann beginnt die Geisterstunde im Felde! Äste brechen, Tritte tappen, Nebel fallen, Büsche verschwimmen zu Gestalten, und alles ist so nahe, als könnte man es fassen; man fühlt sich glücklich und frei. Doch plötzlich überfällt einen die Angst, die Todesangst dieser heiligen Stunde und da merkt man, wie schwer das Freisein ist. Langsam kommt die Morgendämmerung, die schönste Stunde für mich. Langsam hebt sich im Osten leises Grau, im Morgenwind künden die Götter das Nahen des Königs, und dann lodern flammende Fackeln über dem Horizont. Helle flutet im Osten; flammendes Gelb und leuchtendes Rot wie gleißendes Gold und strahlender Purpur. Der Sonnenkönig ists mit seinem Siegeswagen. Die Rosse schäumen, Feuersäulen lohen am Himmel empor, und der König wirbelt die Lanze und schleudert die Brände hinein ins weite All, damit es Tag werde, damit er den Göttern sein Opfer bringe.

Das ist die Stunde, die mir mehr gilt als alle anderen, mehr als zehn Predigten in der Kirche. — Selbst muß man sehen, welche Wunder in der Natur zu finden sind, um den Schöpfer richtig zu erkennen oder nur um eine Ahnung von seiner Macht zu bekommen. In solchen Stunden danke ich den Göttern. Ob sie Wodan heißen oder Odin, das ist gleich, nur der kraftvollen Macht, der Gottheit mit festem Willen danke ich. — Dann wenn die Scharen der Großstadtmenschen hinauskommen, dann trete ich frisch und fröhlich meinen Heimweg an, denn die schönste Sonntagsstunde habe ich erlebt, so schön wie wohl kaum ein Anderer. Zu Hause dann gehts mit frischem, frohem Mut an die Arbeit, und Sonntags werden keine Schularbeiten gemacht, da gilt die Arbeit nur der Heimat. Da kommen wir Jungen zusammen, es ist eine ganze Schar, die aus der Ostmark vertrieben sind und sich hier gefunden haben, und die Parole heißt: für die Ostmark!

So ist mein Sonntag und so ist er schön!

Sodann beherrscht namentlich der Sport das Leben des Sonntags. Gar mancher ist Mitglied eines Vereins, der in Berlin oder außerhalb an Wettkämpfen sich beteiligt, so daß mit einer Fahrt zu solcher Veranstaltung der Sonntag ausgefüllt wird. Jeder Sport hat seine Liebhaber unter unseren jungen Leuten, und es gilt als großer Vorwurf, nicht irgendeine sportliche Betätigung als Vorzugsbeschäftigung zu haben. Einer schreibt geradezu:

Der Sportplatz ersetzt der heutigen Jugend, so glaube ich, die Kirche.

Manche betonen auch die Liebe zur Geselligkeit. Sie treffen sich mit Gleichaltrigen, besuchen einander, spielen Schach, wenn sie aus Geldmangel nicht in ein Theater oder in ein Kino gehen können, was viele beklagen.

Eine ganze Anzahl betont aber auch, daß sie Langeweile am Sonntag empfinden. Sie wissen nicht recht, was sie anfangen sollen. Der Sonntag bringt sie aus dem gewohnten Geleise. Einer weist sogar darauf hin, daß die meisten Verbrechen Sonntags aus Langeweile geschehen,

daß eine Beziehung zwischen der erzwungenen Sonntagsruhe und den vielen Gefahren des Müßiggangs bestände. Er hält deswegen den Sonntag für ein Übel. Dieser Meinung schließt sich auch ein Anderer an, dessen ganze Niederschrift ich als weitere Probe hier anführe:

Viele Leute freuen sich auf den Sonntag. Sie ziehen hinaus, um die Natur zu bewundern, bleiben jedoch meist in der nächsten Gastwirtschaft hängen. Das ist dann ihr Sonntag. Für mich gibt es zweierlei Arten von Sonntagen, und beiden sehe ich jedesmal mit Grauen entgegen, entweder ein Sonntag schlimmster körperlicher Arbeit oder ein Sonntag von größter Langweiligkeit. Ich lehne aus diesen Gründen den Sonntag ab. Wäre es nicht praktischer alle Sonntage, wenn sie nun einmal dasein müssen, zusammenzulegen? Das hätte jedenfalls mehr Zweck, da man in diesen Tagen etwas unternehmen könnte. Es wäre mir persönlich also viel lieber, keine Sonntage zu haben und dafür später statt 14 Urlaubstagen im Jahr 65 zu haben. Was kann man in 14 Tagen unternehmen und was in 65? Eine Reise von 14 Tagen ist meiner Meinung nach keine Reise, sondern eine Hetzerei. Bekanntlich erholt sich der Körper erst in der vierten Woche, was nützen einem da also die 14 Tage? Was können die Leute unternehmen, die einmal die Absicht haben, an die See oder in das Gebirge zu fahren? Sie können es nicht, weil ihnen die Zeit fehlt. Sollen sie etwa drei oder vier Jahre warten, bis sie die dazu nötigen Tage zusammenhaben? Außerdem ist der Sonntag für die Industrie auch kein angenehmer Tag, besonders für Zweige, die gezwungen sind fortlaufend zu arbeiten. Das ewige Herausgerissenwerden und Neuanfangen wirkt sicher mehr schädigend als fördernd.

Freilich steht diese Meinung ziemlich allein, dafür gibt es doch ein paar besinnliche Naturen, die „einen leisen Vorwurf, ein Mißbehagen in sich aufsteigen" fühlen, indem sie daran denken, daß der Sonntag doch eigentlich ein Tag stiller Andacht und Selbstbetrachtung sein sollte: „ein Tag der Andacht, um sich wieder einmal daran zu erinnern, daß es noch etwas Höheres, Heiligeres gibt als das ewige Ringen nach Erfolg und Vorwärtskommen." So steigen dem Einen Bilder der Erinnerung in seiner Seele auf:

Bisweilen fühle ich am Sonntag besonders deutlich den Schmerz, den der Verlust meines Vaters mir auferlegt hat; zumal wenn ich sehe, wie meine Freunde frohe Stunden im Kreise ihrer Eltern verleben.

Ja, die Familie! Mehrere führen an, daß nur der Sonntag die Familie zusammenführt, die wegen der Berufstätigkeit vieler Eltern und Geschwister in der Woche kaum in Erscheinung tritt.

Und die Kirche? Einer für Viele:

Ich persönlich, soll ich offen und ehrlich sein, gehe sehr selten oder fast gar nicht in die Kirche und nur, wenn besondere Dinge mich zwingen, das Gotteshaus aufzusuchen. Damit sind aber keine inneren Erlebnisse und dergleichen gemeint. Wenn man den Sonntag für heilig hält, ist es nicht unbedingt notwendig nach meiner Ansicht, in die Kirche zu gehen. Wenn man es wirklich ernst meint, kann man auch eine kleine Andacht in seiner Kammer verrichten.

Ein Anderer:

Was ist mir ein Kirchenbesuch? Ein nutzlos verbrachter Vormittag, an dem mir ein älterer Pfarrer etwas vorträgt, der mich vielleicht gar nicht versteht. Und allein oder im Kreise von Freunden kann ich vielleicht den Vormittag nützlicher verbringen als in der Kirche.

Und drittens ein ziemlich hoffnungsloser Pessimist:

Manchmal nimmt mich meine Mutter mit in die Kirche. Ach, die Kirchengespräche der Anderen! Alltägliche Dinge. Weg ist die Andacht. Womöglich noch eine schlechte Predigt und der Abend ist verloren. Man sieht die angenommenen Larven der Menschen fallen. Wie kann man nun selbst am Sonntag Ruhe und Befriedigung finden. ...

Ein weißer Rabe tritt für den Kirchgang ein:

Ein Sonntag, und hier vertrete ich auch nur meine eigene Ansicht, erhält erst seine Krönung durch einen Kirchgang. In der Kirche soll sich der Mensch mit Gott zusammenfühlen, er soll gewissermaßen Gott ein Zeugnis ablegen. Auch soll sich der Mensch sammeln, er soll das Hasten und Treiben des Werktages ausschalten. ... Wenn man mit diesen Gedanken das Gotteshaus betritt und es nach andächtiger Ruhestunde verläßt, dann weiß man erst, was es heißt, Sonntag zu feiern.

Drei bemerken ausdrücklich, daß sie es nicht versäumen, die Morgenfeier im Rundfunk mitanzuhören; man sieht hier wieder, wie durch die Radiosender Menschen religiös erreicht werden, an die man sonst nicht herankommt.

Die einzige Niederschrift, die den Sonntag nach alter Tradition gefeiert darstellt, ist die eines Mitgliedes der Herrnhuter Gemeine Berlin-Neukölln, die bekanntlich wie eine Oase sich in ihrer Altertümlichkeit inmitten der Großstadt erhalten hat. Sie lautet:

Wenn ich an den Wochentagen meine Pflicht und Schuldigkeit getan habe, wenn der langsame Gang der Woche fast vorbei ist und der Sonnabend herangerückt ist, dann wird mein Gesicht heller und mein Herz schlägt freudiger: der Sonntag steht vor der Tür.

Wozu ist der Sonntag da? Etwa dazu, den Rausch des Sonnabendabends auszuschlafen, etwa dazu, die Arbeit wieder aufzugreifen und den Sonntag zum Wochentag werden zu lassen? Nein! der Sonntag soll und muß Erfrischung bringen, Erfrischung an Geist und Leib, an Seele und Körper.

Da ich ein Mitglied der evangelischen Herrnhuter Brüdergemeine bin, ist es von altersher stets bei uns zu Hause so gehalten worden, daß wir mindestens alle 14 Tage in die Kirche gehen müssen. Dieser Zwang paßte mir früher ganz und gar nicht. Heute gehe ich freiwillig in unseren Betsaal, ohne daß jemand sagt: „Du mußt!"

Am Nachmittag treffen sich die ledigen Brüder, d. h. die männlichen Personen vom 18. Jahre an, die noch nicht verheiratet sind, um einen kleinen Spaziergang zu unternehmen, oder wenn das Wetter es möglich macht, gehen wir zu einem in die Wohnung, um uns dort bei Radio und Klavierspiel gemütlich zu unterhalten.

Es kommen aber auch Sonntage, an denen die lachende Sonne so dringend zum Gang in die freie, schöne Gottesnatur einlädt, daß nur ein Pedant diesem Ruf widerstehen kann. Am Morgen wird so früh wie möglich aufgestanden, und es geht los. Auf Rädern, zu Fuß, mit der Bahn geht es hinaus in Gottes schöne Welt. Ein solcher Tag ist ganz der körperlichen Erholung geweiht. Doch nie wird das Danken für einen derartigen schönen Tag vergessen. Ob im Familienkreis, ob im Kreis der ledigen Brüder, ob im Kreis des Männerchors unserer Kirche, stets werden Lieder angestimmt, die das Echo widerhallen läßt: Lieder zum Preis, zur Ehre und zum Ruhm Gottes. Ist dann der Abend gekommen, so ist das „Besuchen" dran. Es ist eine alte Sitte in unserer Kirche, daß Sonntag Abend gegenseitig Familienbesuche gemacht werden. Es ist ja bei unsern Verhältnissen in Neukölln leicht möglich. Unsere Gemeinde hat etwas über 300 Mitglieder, fast alle davon wohnen dicht bei der Kirche. Aus diesem Grunde fällt ein langer Weg vollkommen fort. Der Abend wird nie zu lang ausgedehnt, um zu vermeiden, daß die Ruhe, die man am Tage genossen hat, nicht wieder aufgehoben wird durch das zu späte Schlafengehen. Erwacht man dann am nächsten Morgen, dann sieht man vor sich das eintönige Grau des Alltags, Arbeit und Mühe, aber mit frischem Mut wird angepackt, denn es ist ja Sonntag gewesen, und ich bin nicht auf dem Tanzboden oder zum Karneval gewesen, sondern habe mich an Geist und Leib, Seele und Körper erfrischt und gestärkt.

Ergebnis: Im Großen und Ganzen sehen wir, glaube ich, auch in diesen Niederschriften, daß wir uns in einer Zeit des Überganges befinden. Die überlieferten Formen sind zerschlagen, etwas Neues aber noch nicht da. Die Auflösung der Familie im Großstadtleben hat eine Lockerung des Verhältnisses zur Kirche mit sich gebracht. Ein, wenn auch nicht regelmäßiger, so doch öfterer Kirchenbesuch im Jahre wie früher ist nicht mehr üblich. Teilnahme am Gemeindeleben, an kirchlichen Vereinen, an evangelischen Jugendorganisationen ist in zwei Primen mit 39 Schülern mit Ausnahme des Herrnhuters bei keinem einzigen festzustellen. Woran liegt das? An der Schule? Vielleicht. Die höheren Schulen in Berlin sind, wenn auch in der Mehrzahl von Evangelischen besucht, allen Konfessionen geöffnet und vermeiden es im allgemeinen, das Konfessionelle irgendwie zu betonen. Das einzige Mal, wo die Evangelischen an den höheren Schulen sich als solche in der Schule fühlen dürfen, ist das Reformationsfest und, wer Berliner Schulpolitik beobachtet, weiß, wie umstritten diese einzige konfessionelle Veranstaltung ist. Haben die Lehrer Schuld? Wie ich schon neulich hier in einer Zuschrift (Nr. 13 Sp. 638) erwähnte, besteht bei uns zwischen Schule und Kirche keine rechte Verbindung. Auch Arbeitsgemeinschaften zwischen Pfarrern und Lehrern haben sich in unserm Berliner Innenbezirk meines Wissens noch nicht gebildet. Hier wäre der Hebel anzusetzen. Gelingt es, die Religionslehrerschaft an den höheren Schulen in weit stärkerem Maße als bisher für die Mitarbeit in den Kirchen zu gewinnen, werden auch unsere Schüler kirchlicher werden: Verba docent, exempla trahunt!

Berlin Robert Koppe

Schrecken des chinesischen Bürgerkrieges

Von den Kämpfen des Südens gegen den Norden in China war die Stadt Tsiningchow, in der Südwestecke von Schantung, schwer in Mitleidenschaft gezogen. Um den Besitz der Stadt wurde unter Einsatz aller modernen Kampfmittel hartnäckig gerungen. In dieser am Kaiser-Kanal gelegenen, blühenden Handelsstadt, die etwa 300 000 Einwohner zählt, hat seit zwei Jahren die Ostasien-Mission (Allgem. Ev.-Prot. Missionsverein) eine neue missionsärztliche Station eingerichtet. Ein deutscher Pfarrerssohn aus der Mark, Dr. med. Haensel, hat mit seiner jungen Frau die Leitung dieser Arbeit. In den schweren Kämpfen wurde das Missionsgehöft sehr stark beschädigt; das Ehepaar Haensel geriet in ernste Gefahr und ist nur wie durch ein Wunder mit dem Leben davon gekommen. Aber davon wollen wir heute nicht berichten, dagegen ein anderes Stück aus seinen Briefen wiedergeben.

Ununterbrochen ziehen Truppen durch unsere Stadt: zerfetzte, schmierige Lumpengestalten. Draußen auf dem Lande steht am Weg eine Hütte, die Wohnung eines Bauern. Zwei Kinder sitzen davor, die Wangen hohl und eingefallen, die Haut alt und welk, der Leib aufgetrieben. Die letzten Lumpen von Kleidung sind wohl für den nächsten Winter bereits aufgehoben. Sie schlürfen ein Schälchen Suppe, ihre einzige Nahrung am Tage, bestehend aus Wasser, jungen Akazienblättern und etwas Mehl. Soldaten ziehen vorbei und nehmen den Kindern ihre Suppe fort. Was liegt daran, ob ein paar Kinder mehr oder weniger Hungers sterben.

Die Not ist so furchtbar, daß es nicht mehr zu einer Seltenheit gehört, auf unseren täglichen Spaziergängen in die Dörfer und Felder ausgesetzte, verhungerte Kinder zu finden; zahllose Hunde, entsetzliche Gerippe, stehen um so ein Wesen herum, um daran ihren Hunger zu stillen.

Im Hof eines anderen Bauern finden die Soldaten eine Karre. Für einen Chinesen bedeutet seine Karre genau so viel, wie für einen deutschen Bauern sein Wagen mit Gespann. Der Bauer bettelt, man möge ihm seine Karre doch lassen. Doch es nützt ihm nichts, er wird unmenschlich verprügelt und muß nun mit, um die Karre zu schieben. Die Soldaten packen hinauf, soviel sie können, und der Bauer muß nun in glühender Hitze mit. Am Abend bittet er um ein Stück Brot, statt aller Antwort wird er verprügelt und muß in der gleichen Nacht noch für andere Weitere seine Karre schieben. Am nächsten Tage bricht er ohnmächtig zusammen, zur Strafe wird er verprügelt. Draußen im Straßengraben liegt sein nackter Leichnam, die Füße dick geschwollen, die Beine und der Rücken bedeckt mit blutigen Striemen; was liegt daran, wenn eine Familie Hungers sterben muß.

Wie ein Heuschreckenheer ziehen die Soldaten übers Land und räumen jedes Haus bis aufs letzte Korn aus. Ich habe auf dem Lande Hunderte von Kindern gesehen, wie sie daliegen im heißen Sande, nackt und teilnahmlos, die Wangen eingefallen; die Haut, welk und trocken, bedeckt die Rippen wie ein dünnes Pergament, der Leib hoch aufgetrieben.

Neulich wurde ich gebeten, mich eines Soldatenlazarettes einmal anzunehmen. Ich ging hin. Es war eins der üblichen chinesischen Gehöfte in einer mittelalterlichen Stadt:

Durch einen finsteren, etwa 5 Meter langen Gang, auf dem in einem ungeheuren Dreck fünf bis sechs zerlumpte Soldaten lagen, gelangt man in den ersten Hof, etwa 20 Meter lang und 4 Meter breit, mit Bergen von Unrat, Kot und Jauche bedeckt; selbst die geruchgewohnte Nase der Chinesen war durch eine mit einer Binde befestigte Mottenkugel geschützt. Von diesem Hof aus kommt man erst in die Häuser, besser gelagt Lehmhütten, rechts und links und hinten auf dem zweiten und dritten Hof. Die Häuser selbst sind fensterlos und haben eine Tür zum Hof hinaus. Ich ging durch alle Häuser, der Anblick, der sich dort bot, läßt sich nicht beschreiben, ich halte Dantes Hölle für ein Paradies dagegen.

Eine ungeheure Wolke von Fliegen stob beim Nähertreten auseinander, der ganze Raum war im Augenblick schwarz von Fliegen, nur undeutlich hörte ich durch das ungeheure Gesumm Hilfeschreie von dreißig bis vierzig Menschen. Bald hatte sich mein Auge an die Dunkelheit gewöhnt.

Auf dem Fußboden lag Mensch an Mensch, eng nebeneinander, viele in ihrem eigenen Kot und Urin, die Wunden nicht weiter verbunden, nur mit einem vor Dreck starrenden Sacktuch bedeckt. Ich hob die Säcke ab: gräßlich verstümmelte Glieder, jede Wunde ein Gewimmel von unzähligen fetten Fliegenmaden, dazu ein Gestank, daß man fast nicht mehr atmen konnte. Und so Haus für Haus, Mensch an Mensch, hunderte nebeneinander. Alle Lumpen von Kleidern voller Läuse, die Haut voller Krätze. Jeder schrie und jammerte um Hilfe bis auf Einige, die bereits im Sterben lagen, weniger ein direktes Opfer ihrer Wunde, nein bei lebendigem Leibe werden sie von den Maden und Läusen aufgefressen.

In einem anderen chinesischen Gehöft liegen verwundete Soldaten; dem einen ist der Oberschenkel durchschossen: durch die faustgroße Wunde ist die Muskulatur herausgetreten, die Fliegen legten ihre Eier in die Wunde und in kurzer Zeit war alles voller Maden; Niemand fand sich, ihn zu verbinden, noch viel weniger, ihn von seinem Unrat zu reinigen — ein widerwärtiger maßloser Gestank breitete sich aus, und wie entledigte man sich dessen? Man grub ein großes Loch, warf diesen Ärmsten hinein, scharrte das Loch wieder zu und begrub ihn so bei lebendigem Leibe. Er schrie und bettelte, aber man antwortete ihm: Du stirbst ja doch, und warum sollen wir solange deinen Gestank noch aushalten!

Aus Paris

Im Musée de la Guerre, Chateau Vincennes

Vom französischen Unterrichtsministerium eingerichtete Dauerausstellung von Dokumenten aller Art, Kriegsanleiheplakaten, kunstgewerblichen Gegenständen, die in den Schützengräben entstanden sind, industriellen Erzeugnissen, Gemälden aller Art, die den Krieg behandeln. Ohne jede propagandistische Tendenz natürlich. Sehr vollständig ist die internationale Sammlung von Kriegsanleiheplakaten aller am Krieg beteiligt gewesenen Länder. Der Eindruck von diesen Dokumenten ist niederschmetternd eintönig. In allen Ländern, in allen Sprachen ist immer mit denselben Gesten, immer mit denselben Gebärden, immer mit derselben Überredung an das Gemüt des urteilslosen Staatsbürgers appelliert worden. Der arme Verwundete, wie er, halb hinkend, halb getragen, die in der Heimat Zurückgebliebenen anfleht, oder auch androht, ihre letzten Groschen für Kriegsanleihe herzugeben, damit er noch hinkender, noch verwundeter beim nächsten Zeichnungstermin wieder kommen kann — oder auch nicht. Es ist immer und überall dasselbe. Und man bewundert oder entsetzt sich vor der Langmut und Geduld der Völker, die immer wieder geglaubt haben.

Grotesk wirken die Wachsfigürchen in den Glasschränken, die Frauen in Berufstracht aus der Kriegszeit darstellen. Die Schaffnerin, die Kontrolleurin, die Briefträgerin, Lastenträgerin, Maschinenreinigerin usw. Sie stehen da in diesen Schaukästen, mit Gesten und Gebärden „Bitte, da capo", als wäre es die allereinfachste und natürlichste Sache von der Welt gewesen, sehr kleidsam, sehr pikant, direkt „Wege zur Kraft und Schönheit", im Feld draußen unersetzlich teure Menschen zu wissen, Kinder und alte Eltern schlecht versorgt, schlecht gekleidet, schlecht ernährt zu Hause zu wissen und dabei diesen Berufen nachzugehen. Die jungen Menschen, die vor diesen Figürchen stehen, werden bestimmt ein falsches Bild davon bekommen, wie die Mütter in der Kriegszeit ausgesehen haben. Der Ausstellungsleitung wäre eine Kollektion Käthe Kollwitz hier dringend zu wünschen.

Die Bibliothek des Kriegsmuseums in Vincennes soll die vollständigste dieser Art in den am Krieg beteiligt gewesenen Ländern sein, wie Fachleute versichern.

Dem „Ersatz Allemand" ist ein besonderer Glasschrank gewidmet. Alles aus Papier. Alles aus Papier. Knabenanzüge, Wäsche, Schuhe, Leibbinden usw. Gebrauchsanweisungen dabei, um diese Wäsche beim Reinigen vor dem Zerfallen zu schützen. Alles ist vergessen, alles ist verziehen, aus nichts ist etwas gelernt worden, und in Deutschland selbst sind solche Spuren ganz ausgetilgt. Kaum zu beschaffen.

In demselben Raum viele deutsche Postkarten, auf denen der deutsche Eroberergeist seine Kosthappen herumzeigt, auch in den Schulen verteilt hat. Der Kaiser vor einer Karte „Wo liegt Paris, Paris dahier. Den Finger drauf, das nehmen wir" usw. Der Aufsichtsbeamte weist uns besonders darauf hin und meint dazu, daß die Deutschen in Paris frühstücken wollten. Trotzdem man sich an diesem Appetit unschuldig weiß, errötet man — für die Andern.

Der Besuch des Museums fluktuiert immer ziemlich lebhaft, obwohl es ziemlich abgelegen von Paris liegt und nur von 1 bis 5 Uhr nachmittags geöffnet ist. Viele Frauen in Schwarz. Viel farbige Soldaten. Sie stehen höchst interessiert vor den stereoskopischen Diapositiven, die mit unerhörter Lebendigkeit das Leben in den Schützengräben des alten Krieges zeigen, und besichtigen gewissermaßen ihren eigenen Heldentod. Keines Gedankens Blässe liest man in diesen dunklen Augen, daß ihnen vielleicht Bedenken über den mutmaßlichen Endzweck ihres Berufes auftauchen könnten. Seine Gottgewolltheit scheint ihnen noch unantastbarer zu sein, obwohl die Diapositive eine deutliche, überraschend deutliche Sprache sprechen. Die plastische Verdeutlichung der Schützengrabenbilder ist so überwältigend lebendig, daß man dem vor einem stehenden Kameraden da im Schützengraben noch jetzt warnend zurufen möchte. Und dem Propagandisten kommen dabei allerhand Pläne für eine neue Art der Verlebendigung der Antikriegspropaganda in Deutschland.

Bei Angelika Balabanoff

Sie ist Heimat für die deutsche Sozialistin. Sie ist der lebendig gewordene Begriff internationaler Solidarität, wie sie in den allerbesten Zeiten des sozialistischen Ideenkampfes so wohl verstanden wurde. Unermüdlich im Helfen, Raten, Gastfreundschaft erweisen, Wege weisen, Heimweh tragen helfen, Geduld haben. Die Seele der sozialistischen Denkweise der Vorkriegszeit mit allen ihren großen revolutionären Inhalten. Ohne jede Pretention. Ein einfacher, schlichter Mensch. Der großen Vergangenheit des Sozialismus und der großen Zukunft des Sozialismus gleichermaßen mit allen Kräften verpflichtet. Unermüdlich im Schaffen, Mutter der italienischen Emigration, Schöpferin der am 10. Juni, dem Todestag Matteottis, in Köln a. Rh. zu eröffnenden antifaschistischen Ausstellung. Sie, die Heimatlose, im Exil Lebende, Verbannte, hat Güte und Wissen auch dafür, daß man aus sozialistischer Erziehung voranschreiten muß zu sozialistisch-pazifistischer Tatbereitschaft.

Bei Gaston Moch

Drei Generationen Militär seit des ersten Napoleon Zeiten. Und doch ein guter, ein echter, ein überzeugter Europäer. Niemals ist mir das Schlagwort vom guten Europäer so lebendig geworden,

wie vor diesem verehrungswürdigen alten Herrn mit den beruhigenden Umgangsformen. Er geht jetzt nach Stuttgart, um auf einer großen deutsch-französischen Verständigungs-Kundgebung, zusammen mit dem Major Endres und dem Generalmajor von Bresler über sein Weltbürgertum zu sprechen. „Ich bin ein Deutschfranzose aus der Provinz Frankreich, und Ihr seid hoffentlich Franzosendeutsche aus der Provinz Deutschland." Mit diesem Satz hat er in Hamburg unerhörten Jubel einer großen Versammlung ausgelöst. Sein besonderer Stolz ist es, sein Volk vom Rassenhaß frei zu wissen. Als Beispiel erzählt er die Geschichte von Martenot, dem Oberbefehlshaber von Paris während des Krieges gegen die Luftangriffe, der ein Schwarzer von Martinique war und in Paris studiert hatte, der bereits vor dem Kriege als Kapitän zur See ein Panzerschiff befehligt hatte. Für Gaston Moch ist die französische Revolution noch nicht beendet, die revolutionäre Entwicklung seines Volkes sieht er weiter fortschreiten, und für ihn ist die deutsch-französische Verständigung nicht nur eine politische, sondern eine elementare Angelegenheit von der allerselbstverständlichsten Konsequenz. Martha Freund-Hoppe

Der dritte Kongreß für evangelischen Kirchbau in Magdeburg

Der Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche hatte nach der alten Elbestadt einen Kongreß einberufen, auf dem Theologen und Architekten gemeinsam über die Fragen des Kirchbaus beraten sollten. In der Zeitspanne, die uns vom Dresdner Kirchbautag trennt, sind mancherlei Veränderungen eingetreten in der Kirche wie in der Kunst, die das Verlangen nach neuer Aussprache wachriefen, obwohl gerade in den letzten Jahren nicht weniger als vier Tagungen für gottesdienstliche und kirchenkünstlerische Fragen zur Erörterung auch der hier vorliegenden Probleme Zeit und Gelegenheit boten (zwei Tagungen in Berlin, eine in Marburg, eine in Halle). So tagte der Kongreß in Magdeburg vom 2. bis 4. Mai unter Leitung des Konsistorialpräsidenten Loycke (Magdeburg).

Das Programm der Tagung versprach dem Kenner der Materie in der Themenstellung der Referate kaum wesentlich Neues. Die Diskussion hätte durch Teilnahme von Künstlern wie Pölzig, den das Programm als vorgemeldeten Diskussionsredner nannte, wohl anregend werden können; man hörte und sah aber von diesem Architekten nichts. — Die Drucksachen des Kongresses (Programm, Ritual des Festgottesdienstes, Teilnehmerkarte) zeichneten sich übrigens durch geringe typographische Qualität aus. Weshalb mußte da die Morris-Gotisch hervorgeholt werden! Magdeburg vermag wirklich Besseres zu leisten auf typographischem Gebiet (Wohlfeld!). Und gerade auf diese angeblich äußeren, in Wahrheit wichtigen Dinge sollte ein Verein für kirchliche Kunst besonderen Wert legen. —

Auf dem Vorabend betonte der Vorsitzende in seinen Begrüßungsworten nachdrücklich, daß Kirche und Kunst zusammengehören. Dieser Ton mußte angeschlagen werden, denn noch ist nicht Jedermann von der Richtigkeit dieser Auffassung überzeugt; zugleich aber ist die Anschauung, daß — mit Loycke zu reden — auch die Kunst Verkündigerin des Evangeliums sei, unentbehrliche Grundlage für die Verhandlungen eines Kirchbaukongresses. Professor Dr. Siedler (Berlin) sprach sodann von der Notwendigkeit des Hand-in-Hand-Arbeitens von Architekt und kirchlichem Auftraggeber. Als Muster eines klar formulierten Bauauftrags erwähnte er die Anweisung, die Gregor von Nyssa für eine Votivkirche gegeben hat. Nach des Redners Auffassung sollten auf dem gegenwärtigen Kongreß die theoretischen Fragen gelöst werden, also Stellung von Altar und Kanzel und Gestühl u. ä. Das Bauen hätte dann auf dieser Grundlage möglichst traditionsfrei unter bejahender Verwendung der neuen Materialien zu erfolgen. Für die Berliner Bau-Ausstellung 1930 erbat sich der Redner Richtlinien und Anweisungen, ja einen Typus. Für Typen und Richtlinien hatte aber der Kongreß von Anfang an nur Abneigung.

Geheimrat Gurlitt (Dresden), der sich selbst als „das älteste Inventarstück des Kongresses" vorstellte, setzte sich auch diesmal nachdrücklich für den Gedanken der Freiheit auch im Kirchbau ein. Die Liturgie sei die Bauherrin der Kirche, ein Gesetzbuch benötige man nicht. Gurlitt mahnte zur Vorsicht vor den Errungenschaften der Technik, man solle zwar die neuen Werkstoffe bejahen, aber die Überlieferung und die alten Materialien nicht unter den Tisch fallen lassen.

Superintendent Brathe (Wansleben) gab dann die theoretische Grundlage, indem er in längeren Ausführungen das Wesen des evangelischen Gottesdienstes klar zu machen versuchte. Nach Brathe ist der Gottesdienst ein „aktives Gottsuchen", eine Begegnung von Gott und Gemeine. Die liturgischen Werte seien heute stärker betont, die Predigt müsse sich dem Ganzen mehr einordnen und ihre frühere exklusive Bedeutung aufgeben. Vom Kirchenraum forderte der Referent sakrale Würde und Feierlichkeit: Die Gegenwart Gottes solle räumlich durch einen mit der Gemeindekirche eng verbundenen „Gnadenmittelraum" zum Ausdruck kommen. Damit entfernte sich der Redner von den Beschlüssen des Dresdner Kirchbautags, der bekanntlich dem „Chor" ablehnend gegenüberstand. — Die Diskussion förderte nichts Wesentliches zu Tage. Es wurden die üblichen Vorstöße gegen Chor und Altar gemacht, und ein Berliner Architekt meinte gar, man solle heute nur Gemeinehäuser bauen, da die Kirche der heutigen Generation „von Gott nicht gegeben sei".

Das nächste Referat behandelte das Thema „Die Stellung der Kanzel als liturgisches Problem der Raumakustik". Professor Biehle (Bautzen) sprach sich dabei grundsätzlich für die axiale Anordnung aus, dadurch würden die Forderungen des Kultus, der Ästhetik und meist auch der Akustik am ehesten erfüllt. Das sind wesentlich dieselben Gedanken, die Biehle bereits 1922 in seinen Untersuchungen am Dome zu Schleswig der Öffentlichkeit unterbreitet hat.

Nach ihm sprach Pastor Horn (Berlin) über „Die Entwicklung des evangelischen Kirchbaus seit dem 2. Kirchbaukongreß". Hatte man sich in Dresden mehr für den Saalbau (Longitudinalbau) ausgesprochen, so versuchte Dr. Horn an Hand einiger Lichtbilder den Zentralbau als die eigentlich kultische Raumform hinzustellen, die auch künstlerisch am meisten befriedige, sobald es möglich wäre, den kultischen Mittelpunkt (Altar und Kanzel) mit dem baulichen Mittelpunkt zusammenfallen zu lassen. Der Redner wandte sich weiterhin gegen die Kirchen, die bei allem Materialaufwand doch des eigentlich sakralen Charakters entbehren, was er, meines Erachtens völlig unbegründet, dem Saalbau zur Last legte. Es machte sich auch in diesem Referat die Forderung nach wirklich sakralen, feierlichen Räumen bemerkbar.

Über das nicht ganz klar formulierte Thema „Die Sonntagskirche — von der Dehnbarkeit des Kirchenraums" sprach Architekt Jürgensen (Charlottenburg). Das Problem war eigentlich ein doppelseitiges, einmal, wie man den Eindruck der Raumleere bei schlecht besuchten Gottesdiensten vermeiden könne, zum Andern, wie man den Raum anordnen müsse, um auch eine unerwartet große Besucherzahl unterbringen zu können. Jürgensen wandte sich entschieden gegen das bisherige Aushilfsmittel, an den Kirchenraum Nebenräume anzugliedern, die man durch versenkbare oder Schiebetüren oder Jalousien vom Hauptraum abgrenzt. Seine eigenen Vorschläge erläuterte der Redner an der neuerbauten Lutherkirche zu Erfurt, in der er die Lichtführung so anordnete, daß die ersten Kirchgänger genötigt werden, sich auf die am hellsten beleuchteten Mittelplätze vor dem Altarraum zu setzen, während die etwas dunkleren Seitenplätze und gar die Emporen erst bei stärkerem Besuch benutzt werden würden. Dieser Lösungsversuch ist an sich durchaus interessant, berücksichtigt aber nicht ausreichend die Tatsache, daß — wie es hernach ein Diskussionsredner ausführte — es auch unter den Kirchenbesuchern recht viele Mauerblümchen gibt.

Am Ende der Tagung wurde noch das Thema „Notbau und sparsamer Bau bei Kirchen" von den Architekten Alker (Karlsruhe) und Ostermaier (Halle) behandelt. Es waren interessante Erörterungen über die Wahl des Bauplatzes, des Materials, der Geldbeschaffung u. a. m. Es war ersichtlich, daß auch mit geringen Mitteln Ansprechendes sich schaffen läßt, was allerdings dem, der die Geschichte der Sakralarchitektur kennt, nichts gerade Verwunderliches ist.

Damit war die eigentliche Tagesordnung erschöpft. Man erwartete nun, daß der Kongreß irgendeine Resolution fassen würde, doch dergleichen blieb aus. Allerdings versuchte Superintendent Brathe, wenigstens einige der von ihm in seinem Referat verwandten Thesen auch bei der Versammlung durchzubringen. Der Kongreß jedoch protestierte lebhaft und war sogar sehr stolz darauf, ohne Resolutionen, ohne Programm wieder auseinander zu gehen. Man fürchtete ein „Gesetzbuch des Kirchenbaues", das durch seine Bindungen die künstlerische Freiheit und Schaffenskraft hemmen könnte.

So wäre dieser Kongreß an sich resultatlos verlaufen. Wenn man Optimist wäre, könnte man vielleicht mühsam eine Art Ergebnis herausarbeiten. Es würde inhaltlich zusammenfallen mit den Hauptthesen Brathes:

1. Die evangelische Kirche ist nicht einfach Predigtkirche, sondern die Stätte der Selbstkundgebung Gottes und der Ort der Begegnung mit ihm.
2. Die Kirche ist als Ganzes ein sakraler Raum und als solcher einheitlich zu gestalten.
3. Der Symbolcharakter der Kirche als der Stätte der Begegnung der Gemeine mit Gott bedingt die bauliche Heraushebung eines besonderen „Gnadenmittelraumes".

Es ist die Hinwendung zum Objektiven, die aus diesen Sätzen spricht, die Betonung des Sakralen und des „Chores". Und in dieser Betonung des sakralen Charakters des gottesdienstlichen Raumes könnte man die Quintessenz dieses Kongresses erblicken. Aber die obigen Thesen sind faktisch von der Versammlung nicht akzeptiert, und ob wirklich die Mehrzahl der Teilnehmer mit der Betonung des Sakralen einverstanden gewesen ist, will mir fraglich erscheinen. Im Übrigen könnte ein solches Fazit, wie es in den Brathe'schen Thesen enthalten ist, gar nicht überraschen, denn das ist nichts Anderes als die schließlich notwendige Parallele auf architektonischem Gebiet zu den Bestrebungen im Bereiche der Liturgie.

Angesichts dieses dürftigen Ergebnisses muß man doch fragen, ob dafür wirklich der ganze Apparat eines Kongresses in Bewegung gesetzt werden mußte. Daß man nicht mehr erreichen würde, darüber hätten sich die Veranstalter vorher klar sein sollen und können. Die Verhältnisse auf liturgischem und nicht

minder auf architektonischem Gebiete sind keineswegs geklärt, da ist noch alles im Fluß und die Zeit nicht reif für einen Kirchbaukongreß. Man tröste sich auch nicht mit den persönlichen Beziehungen, die auf dem Kongreß hätten geknüpft werden können. Ich fürchte vielmehr, daß die Architekten, die — wie Professor Siedler es ausdrückte — mit leeren Händen kamen, um sie sich von den Theologen füllen zu lassen, mit eben diesen leeren Händen wieder abgereist sind. Diese Tagung dürfte somit den ohnehin nicht übergroßen Kredit, den die künstlerischen Bestrebungen der evangelischen Kreise genießen, kaum vermehrt haben.

Bei den Kirchbauten, die wir in den nächsten Jahren durchzuführen haben werden — und das sind nicht wenige —, werden wir im Grunde bei jedem einzelnen Bau das ganze Problem von neuem durchdenken müssen und zu lösen versuchen. Das wird viel Arbeit kosten, aber eine Arbeit, die kaum vergeblich sein wird.

Dessau Friedrich Buchholz

Eine Verlassene

Im nördlichsten Punkt von Deutschland, nahe bei Arkona, liegt ein kleines Fischerdorf: Vitt. Slawisch hingesiedelt, grün eingekesselt; wie ein Seeräubernest liegt es da. Die Häuser beugen sich unter der Last ihrer greisen Geschichte. Vor der Stirn dieses Dorfes die Ostsee, tausend glitzernde Sonnen auf dem Wasser. Ozeandampfer ziehen vorüber. Und der Abend legt sein rotes Sonnenhaupt in die kleinen Fensterscheiben der Fischerhäuser von Vitt. An den Buckel dieses Nestes branden und wogen Getreidefelder. Ginsterfeuer lodern, zwischen alten Steinen, gelb auf.

Vor hundert Jahren etwa hielt hier Kosegarten seine „Uferpredigten". War das Wetter schlecht, so führte er seine Gemeinde in eine kleine Kapelle, die er, mit Hilfe von Schiffern, Lotsen und Fischern, hatte erbauen lassen. —

Die seelentiefe Kosegartenzeit ist wohl in Vitt vorüber. Es gibt freilich noch Uferpredigten; aber die Kapelle, die da demütig und alt über Vitt sitzt, ist wahrhaftig heruntergekommen. Es ist betrüblich, daß man das von einem Gotteshaus sagen muß, und noch dazu von einem Gotteshaus, das eine seelenschöne Geschichte hat und an einem Punkte liegt, der viel von Fremden aufgesucht wird.

Die Kosegarten-Kapelle von heute hat in ihrer Art etwas Liebloses, Kaltes und ganz und gar Fadenscheiniges. Gewiß ist sie nur als Notbehelf gedacht; aber ein Notbehelf, und dazu noch ein frommer, kann doch auch schön und geschmackvoll sein. Billige, verkümmerte Brandmalereitafeln, der Kalkbewurf ist stückweise abgebröckelt, ein Altar mit verrosteten kerzenlosen Leuchtern, ein Kruzifix, ganz kunstlose Fabrikware. Die Seele friert in dieser Kapelle, in dieser Kosegarten-Kapelle.

Wir haben doch in Deutschland allerhand Geld übrig für Sport und nochmals Sport. Sollte es nicht möglich sein, einige tausend Mark für die Erneuerung jener Kapelle aufzubringen? Gerade dieses geographisch letzte Gotteshaus, das es in Deutschland gibt, müßte ein wahres Schmuckkästchen sein.

Es gibt heutzutage Maler genug, die die Kosegarten-Kapelle mit Jubel verzaubern würden. Was für Symbole lassen sich gerade in dieses Gotteshaus bringen! — Christus als Fischer und Schiffer. Schon die landschaftliche Lage wird dem Maler etwas Beschwingtes, Neutönendes geben. —

Kein Licht, kein Musikton, nicht einmal ein Feldblumenstrauß in dieser Kapelle. Jede Dorfkirche ist seliger und reicher. Keine Glocke, kein buntes Fenster; aber ausgetretene Steinstufen und zerschlagene Scheiben. —

Wer hilft dieser armen Kapelle, daß sie nicht untergeht? Wer macht sie schön?

Berlin Max Jungnickel

Religio

Ein stärkeres religiöses Begehren, Suchen, Sehnen, ein neues und vielfach sehr erweitertes Interesse an religiösen Fragen ist allenthalben zu verspüren. Religion: das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl von Gott — in wieviel Formen innerhalb der Bekenntnisse, vielmehr noch bei den einzelnen Menschen ist es lebendig und gestaltet, in den Kirchen wie neben ihnen; und daß überhaupt eine größere Stille, tiefere Besinnlichkeit nach dem Streiten und den tausenderlei Sensationen der Zeit sich vorbereitet, erweist schon das wachsende Interesse für Lyrik wieder. Für Lyrik überhaupt wie religiöse im besonderen. Letztlich ist ja jede echte Lyrik religiös, und immer haben wahrhaft religiös stärker bewegte Zeiten tiefe Lyrik hinterlassen. Wer die Bibel liest oder Lao Tse oder welche der „heiligen Schriften" denn nun, wird immer die tiefsten Erlebnisse, die geheimnisvollsten Weisheiten in der Form dichterischer Gestaltungen finden. — Und heute können wir unsere Schaffenden: Wexsel, Röttger, Paulsen, Mombert, Rilke, Zur Linde, Lersch, Schüler mit gewissem Recht eben als religiöse Lyriker erkennen.

Deutschland hat immer im Wechsel und vor allem an den großen Kulturwenden der Zeiten religiöse Bücher hervorgebracht, die nicht mehr verloren gingen, und immer war man in diesen Zeiten den großen Werken der Weltliteratur, den heiligen Büchern der Völker nahe — und auch heute reichen sich Gegenwart und Vergangenheit die Hände — wir suchen aus der Vergangenheit, aus der der unseren ähnlichen Zeiten diese Tage und nicht zuletzt die Zukunft zu verstehen. Immer schaut die Gegenwart zurück, denn sie ist Gegenwart aus der Vergangenheit auch, und immer muß die Vergangenheit im Gegenwärtigen lebendig sein — aus innerstem Miterleben beider vermögen wir es, die Zukunft zu deuten, unsern Weg vorzuahnen: Prophetentum war immer gesteigertes Miterleben, Hingabe an das Leben, das Seiende und Werdende selbst. ...

Von diesen Gedanken aus möchte ich es begrüßen, daß uns der Verlag Georg Müller in München unter der Überschrift „Religio" eine Reihe billiger, gut ausgestatteter Bändchen gibt (um 100 Seiten, 1.80 M.), die überaus wichtig sind. Religiöse Gestaltungen und Strömungen nennt er sie — erschienen sind bis jetzt: Goethe, Pascal, Griechische Mönche, Christus, Lao-tse, Nikolaus von Kues, Moses ... man sieht, wie weit schon durch die erste Reihe der Rahmen gezeichnet ist. Ich möchte vorab sagen, daß mich die Auswahl aus dem Christusbändchen nicht befriedigt hat. Martin von Adelsheim hat hier das Beste zusammenstellen wollen, aber es wirkt nicht, es ist ohne den wirklichen ursprünglichen Zusammenhang und -klang, den sonst alle Worte der Bibel haben. ... Um so mehr aber erfreuen die andern Bändchen, Lao-tse von Dr. Oskar Ewald: dies organische Denken des alten Chinesen, der so sehr die Ganzheit, das urtief kosmische natürliche Wachsen des Menschen sieht, der darin mehr als Konfuzius, der ihn nicht verstand, im Ursprünglichen bleibt, wo eben der Verstand, die Ratio nicht entscheidet. — Dann des alten Kusaners Weisheit, sein mystisch-kosmischer Gottbegriff, sein tief religiöser Pantheismus ... und sein Aufklärertum nichtsdestoweniger ... der Reformator schon hundert Jahre vor der Reformation ... dieser geistig überaus reiche Kardinal, der alle Weisheit der Renaissance verstand, ganz moderner Mensch war und dabei eine Persönlichkeit von wunderbarer Kraft ... über den Ludwig von Bertalanffy ein feines und tiefgreifendes Essay schrieb, das der ganzen Sammlung zugute kommt. Franz Spunda erzählt von griechischen Mönchen und läßt sie erzählen und ihre Gebete sprechen. Eine spannend interessante Arbeit über Moses, in der das Leben von seiner geistiger Einstellung unter Kenntnis auch der geschichtlichen Quellen aus erzählt wird, schreibt Uriel Birnbaum, und Blaise Pascals des eigentümlichen Franzosen Werk und Leben, der in den verschiedensten Metamorphosen immer tiefer in das religiöse Geheimnis zu schauen versuchte, und der immer überzeugter der Sinn des Christentums darin erkannte, nicht für sich, sondern für Andere zu sein, dessen „Gedanken", aus dem der vorliegende Band vor allem Proben bringt, zum Schönsten gehören, was die französische Literatur hervorgebracht hat, nicht allein der Innigkeit, sondern auch der vornehmen, sehr feinen und ausdrucksvollen Sprache nach. Und zuletzt ist das Büchlein über Goethe zu nennen, das nach Ernst Wagners Vorwort und Auswahl den Untertitel „Antworten auf Probleme der Gegenwart" aufweist. In den Abschnitten sind Worte aus Goethes Schriften zusammengestellt, die ihn erweisen als Heide und Christ, und die es verstehen lehren, daß es tiefste Überzeugung war, wenn er von jenem „Stirb und Werde" sprach und davon, daß „sich aufzugeben Genuß" sei. Nicht an Gott glauben, sei ihm wichtig, sondern Gott anerkennen in allem, was geschieht. „Mein Freund, mein Bruder", wie er sagen, nicht anders wie eben heute Wersel und etwa Rudolf Paulsen ... nicht anders und doch eben aus anderen Voraussetzungen, andern Vergegenwärtigungen.

Ich denke, daß aus den wenigen Andeutungen die Vielseitigkeit und auch der Wert der Sammlung an sich kenntlich gemacht ist. Weitere Bändchen sind in Vorbereitung: Luther, Russisches Startzentum, Franziskus, Thomas a Kempis, Eckhart, Böhme ... um nur einige, die bereits angezeigt sind, zu nennen. Es ist wichtig, zu sagen, daß nicht etwa durch diese Bücher eine bequeme Möglichkeit gegeben ist, sich Wissen zu verschaffen. Wenn schon das Goethebändchen in seinen Zusammenstellungen so eingerichtet ist, daß es anregen soll zum Weitersuchen, daß es zum „Lösen der Rätsel, die die Lücken des Buches geben" drängen soll, dann wird es ersichtlich, daß es sich eben in dem Wollen, das hinter der Herausgabe nicht als Letztes steht, um wirkliches Vertiefen unseres religiösen Seins handeln soll.

Erich Bockemühl

Bücher und Schriften

Die Religionen der Erde, ihr Wesen und ihre Geschichte. In Verbindung mit F. Babinger, L. Bäck, H. Hackmann, F. E. A. Krause, K. H. Meyer, F. Pfister, G. Röder, A. Schott, F. R. Schröder, E. Seeberg, O. Strauß dargestellt von C. Clemen. München, F. Bruckmann 1927. 515 S. 19, geb. 22 M.

Nur unter einigem Sträuben habe ich mich zur Besprechung dieses Buches bereitgefunden, dessen Herausgeber sich in vielen wichtigen Arbeiten um die religionsgeschichtliche Forschung so verdient gemacht hat. Ich bin von je her ein erklärter Gegner der Darstellung der allgemeinen Religionsgeschichte in der Form von nur äußerlich verbundenen philologischen Monographien gewesen und habe diese meine Gegnerschaft anläßlich der vierten Auflage des Lehrbuches von Chantepie de la Saussaye in der „Deutschen Literaturzeitung" (20. 11. 1926) näher begründet. Das vorliegende Werk, dessen Herausgabe auf eine Anregung des Verlages zurückgeht, leidet unter dem Mangel an Einheitlichkeit noch mehr als das genannte. Die einzelnen Mitarbeiter stehen sich völlig fern

sie haben eine ganz verschiedene Einstellung zum Gegenstand, zum Teil reden sie sogar in ganz verschiedener Terminologie. Von Seiten des Herausgebers ist kein Versuch eines Ausgleichs und einer Zusammenfassung der heterogenen Bestandteile gemacht worden; es fehlt auch im Unterschied zu dem genannten Lehrbuch eine einleitende Phänomenologie der Religion. Der Wert der einzelnen Beiträge ist ein sehr abgestufter. Neben einzelnen wenig befriedigenden Abschnitten stehen monographische Skizzen, die sehr fesselnd geschrieben sind. Dazu kommen Beiträge, die, wie Pfisters Zeichnung der griechisch-römischen Religion und Schröders Darstellung der germanischen Religion, neue, reizvolle Perspektiven eröffnen. Besonders dankenswert ist es, daß die neuere Entwicklung der indischen Religion (durch Strauß) sowie die spätere Entwicklung des Islam (durch Babinger) mit großer Sachkenntnis und Feinheit gezeichnet ist. E. Seebergs Darstellung der gesamten Geschichte des Christentums auf dem knappen Raum (von nicht ganz 110 Seiten) ist in ihrer Art ein Meisterstück, trotzdem man naturgemäß im Einzelnen an ihr verschiedenes aussetzen kann. Sehr schief ist dagegen die Charakteristik der Tao-Mystik Laotses geraten, dieser wunderbarsten Blüte chinesischer Religion. Desgleichen ist die Darstellung des Buddhismus von eingewurzelten Fehlurteilen belastet. Dem ursprünglichen Buddhismus wird zu Unrecht ein philosophisch-abstrakter Charakter und das Fehlen der Gottesidee zugeschrieben; der Mahayana-Buddhismus wird irrigerweise als völlige Umgestaltung des ursprünglichen Buddhismus angesehen und in zu einseitiger Weise auf vulgäre Einflüsse und Massenakkomodation zurückgeführt. Geradezu störend wirkt in dem Buch das ziemlich lange Kapitel über das Judentum (von Bäck); statt einer geschichtlichen Darstellung der israelitischen und jüdischen Religion wird hier in systematischer Weise eine moderne Apologie des Judentums geboten, die in anderem Zusammenhang sehr wertvoll und lehrreich sein mag, die aber nicht an diesen Platz gehört. Der ganze Ertrag einer jahrzehntelangen Erforschung der israelitischen Religion wird einfach ignoriert auf Grund eines dogmatischen Machtspruches, nach dem die israelitische Religion eine und dieselbe ist von Mose bis zur Gegenwart. Dabei tritt der Prophetismus stark hinter dem talmudischen Legalismus zurück. Da auf diese Weise die Geschichte der israelitischen Religion so gut wie übergangen wird, entsteht eine empfindliche Lücke im Aufbau des Ganzen. Ein anderer beklagenswerter Mangel ist das gänzliche Fehlen einer Darstellung des hellenistisch-römischen Synkretismus. Ungenügend sind zumeist auch die Literaturangaben; es fehlen sehr wichtige und grundlegende Werke.

So wirkt sich denn auf Schritt und Tritt der Grundfehler dieses und verwandter Sammelwerke aus. Um diesen Fehler zu vermeiden, gibt es nur diesen Weg: daß ein Forscher in strenger Konzentration auf das Zentral-Religiöse eine einheitliche Darstellung der gesamten Religionsgeschichte liefert, daß er jedoch, da er unmöglich alle Gebiete gleichmäßig beherrschen kann, sich von philologischen Fachmännern beraten und von ihnen seine Darstellung der einzelnen Religionen auf ihre fachwissenschaftliche Exaktheit hin prüfen läßt. Nur auf diesem Wege kommen wir über das Ungenügen aller bisherigen zusammenfassenden Werke auf dem Gebiete der allgemeinen Religionsgeschichte hinaus.

So groß und so zahlreich jedoch die Fehler dieses Sammelwerkes sein mögen, muß doch dankbar anerkannt werden, daß das Buch eine Fülle von wissenswertem Stoff und anregenden Gesichtspunkten bietet und daß auch der Fachgelehrte nicht wenig Neues aus ihm lernen kann. Dem Fernerstehenden, für den das Werk eigentlich bestimmt ist, wird das Eindringen in den Stoff durch zahlreiche vorzügliche Illustrationen erleichtert. Verlagstechnisch ist das trefflich ausgestattete Werk eine Musterleistung.

Friedrich Heiler

Die Religionen der Menschheit. Einführung in Wesen und Geschichte der außerchristlichen Gottesvorstellungen nebst einem religionsgeschichtlichen Lesebuch. Von Anton Anwander. Freiburg, Herder 1927. 588 S. 16 Tafeln. 1 Karte. 16 M.

Dem Buche ist das Handbuch der Religionsgeschichte des Franzosen J. Huby: Christus. Manuel d'histoire des religions, Paris 1923, Pate gestanden, doch war es nicht die Absicht des Autors, dies Buch ins Deutsche zu übersetzen. Er geht von dem Standpunkt aus, daß „auf Golgatha alle Fäden der Weltgeschichte zusammengelaufen" sind, und betrachtet die gesamte Religionsgeschichte vom Standpunkte des katholischen Christentums. So gliedert er den Stoff in Natur-, Kulturreligionen und schließt die Reihe mit der übernatürlichen Religion. Das biblische Judentum und das Christentum schließt er aus der Betrachtung aus, denn die acht Seiten Ausführungen „Die Gnade im Verhältnis zu Natur und Geschichte" und „Das Königtum Christi" betitelt können nicht einmal für eine andeutende Behandlung des Themas gehalten werden. In den Ausführungen behalten katholische Schriftsteller und Missionare den Vorrang, doch ohne daß die übrigen Männer der Wissenschaft zurückgedrängt wären. Auch sonst ist die Behandlung des Stoffes scheinbar ganz objektiv. Das Buch bietet großzügige Übersichten, aber keine Einzelheiten und so ist wohl keine Religion in ihren scharfen Umrissen in dem Buche dem Leser nahe gebracht worden. Dies kann der Verfasser auch nicht in dem angehängten Lesebuche nachholen.

Es ist symptomatisch, daß die katholische Theologie nicht nur im „wissenschaftlichen" Betrieb, sondern auch auf dem Gebiete der populären Literatur sozusagen gezwungen ist, sich mit der Religionsgeschichte abzuquälen und die immer breiter werdenden Ströme religionsgeschichtlicher Aufklärung in die kirchlichen Dämme einzuleiten und einzuengen. Dieser Absicht wird in diesem Buche dadurch entsprochen, daß das Gewicht nicht auf Verbreitung religionsgeschichtlicher Kenntnisse gelegt wird, sondern darauf, daß die Gesamtüberblicke, in denen „das Einzelne vielfach unterdrückt wird", durch „das klare und geschlossene System der katholischen Dogmatik"

Lajos Szimonidesz

Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Friedrich Noack. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1927. 779 und 667 S. Geb. 50 M.

Als alter Romdeutscher habe ich mit großer Freude die Besprechung dieses Buches übernommen. Wußte ich doch, daß der Verfasser, Jahrzehnte lang Vertreter der „Kölnischen Zeitung" in Rom, umfassende Studien dafür gemacht hatte und wohl unbestritten als der beste Kenner des Gegenstandes gelten darf. Was Rom in der Geschichte des deutschen Volkes und dies wiederum in der Geschichte Roms auch nach dem Aufhören der politischen Kämpfe des mittelalterlichen Reiches um und gegen die Stadt des Papstes bedeuten, davon gibt Noacks großes Werk reiche und starke Eindrücke. Eine große Fülle wertvollsten kulturgeschichtlichen und biographischen Materials ist — zumal auch in den Regesten des zweiten Bandes — hier gesammelt.

Für die letzten Jahrzehnte freilich vor dem Weltkrieg hat der Vorzug, aus eigenem Miterleben schreiben zu können, den Verfasser leider zu einer allzusehr durch persönliche Vorurteile und Verärgerungen gefärbten und getrübten Darstellung geführt, die von der wissenschaftlichen Haltung der Hauptteile peinlich abweicht. Was er gegen die amtliche deutsche Italienpolitik seit dem Abgang des Botschafters v. Keudell (1887) sagt, läßt sich natürlich vielfach wohl hören. Aber von der Verwickelung der Lage und dem Streit der Gesichtspunkte bekommt der Leser dieser oft recht kleinlichen, häufig mit persönlichen Spitzen durchsetzten Ausführungen überhaupt kein Bild. Man versteht, daß journalistische Kritik dieses Stiles auf die Diplomatie eindrucklos blieb, womit im Übrigen diese nicht gerechtfertigt sein soll. Höchst bedauerlich ist insbesondere die Behandlung der zeitweise leidenschaftlich erregten langjährigen Erörterungen in der evangelischen deutschen Gemeinde in Rom und in der Heimat für und wider den Bau einer evangelischen Kirche anstelle der allen älteren Romfahrern noch vertrauten kapitolinischen Botschaftskapelle; auch die CW hat seinerzeit mehrfach Artikel dazu gebracht. (Eine zusammenfassende Darstellung bietet die Chronik der CW 1907, 13. 1909, 11.) In diesem Streit sieht Noack bei den Verfechtern des Kirchbaus nur Idealismus und Bekenntnisfreude, bei den Gegnern nur Abhängigkeit von politischen Einflüssen und Liebedienerei gegen die Kurie, beim Ev. Oberkirchenrat vorwiegend „Skrupellosigkeit". Dadurch wird die Darstellung — wenn schon der alte Streit ausgegraben werden mußte — nicht nur unvollständig, völlig einseitig und mehrfach unzutreffend, sondern steigt zu häßlichen persönlichen Angriffen und unangemessenen Witzeleien herab. Es genügt demgegenüber das Zeugnis des Gründers und langjährigen Führers des deutschen Komitees für den evangelischen Kirchbau in Rom, des Superintendenten Terlinden, auf der Preußischen Generalsynode von 1907 anzuführen: „Die Partei Holtz und Genossen entbehrt sowohl der äußeren wie der inneren Voraussetzungen, um darauf eine Gemeinde gründen zu können. Wir bedauern, daß wir uns an dem Versuch der Sezession beteiligt haben; es ist geschehen, weil wir die Verhältnisse nicht genügend beurteilen konnten."

Hans von Soden

Reformation. Ein Heldenbuch. Von Emanuel Stickelberger. Leipzig, Grethlein u. Co. 1928. 350 S. 12 Bildnisse. 7.60 M.

Stickelberger ist bekannt durch seine Novellen und durch seinen Zwingliroman. Hier bietet er freie Gestaltungen von Episoden aus der großen Zeit der mittelalterlichen Evolution und Reformation. Episoden, die charakteristisch sind für die größere weltgeschichtliche Begebenheit, in der sie stehen, die vor allem so erzöhlt sind, daß in ihnen die ganze Zeit auch in ihrer inneren Struktur, in ihrer innersten Bewegtheit wirklich wird. Das ist nicht Geschichte nur, sondern Dichtung, aber in dieser Dichtung mehr Geschichte, als manche noch so exakte Darstellung, eben weil der innere Sinn dieser besonderen Zeiten lebt. Ziska vom Kelch, Luther mit seinem: Hier stehe ich!, der Maler Nikolaus Emanuel Deutsch, Maria Stuart, Michelangelo, de Ruyter, Arnaud, der Führer der Waldenser: noch Viele und Vieles dieser Zeit und letztlich aller Zeiten, und Alles steht aufrecht in den Seiten des Buches, das nicht im eng begrenzt konfessionellen Sinn, sondern mehr in seiner Weltanschauung, seiner inneren Freiheit ein evangelisches, ein Buch wahren Protestantismus ist.

Erich Bockemühl

Johann Caspar Lavater. Von Prof. Dr. Christian Janentzky. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 52. Bändchen.) Frauenfeld und Leipzig, Huber u. Co. 128 S. 3 M.

Lavater, Goethes Freund, von Wieland, Herder hochgeschätzt, von vielen seiner Zeit geliebt — und doch fast vergessen, obwohl

er neben Claudius, Klopstock, Hamann einer der ersten Geister seiner Zeit war. Es ist Janentzky zu danken, daß er nicht eine Biographie des äußeren Lebens, sondern eine Darstellung des inneren Werdens und Wesens vor allem gegeben hat. Das neue Lebensgefühl findet in Lavater seinen Ausdruck. Obwohl Goethe beispielsweise seine Jenseitsphantasien nicht blind anerkennt, so ist doch die Verwandtschaft in ihnen in eben den Momenten, in denen sie beide Gegner oder Überwinder der Aufklärung sind. Janentzky spricht vor allem von der Physiognomik, dem wohl bedeutendsten Werk Lavaters: Daß es nicht körperlich-physiologisch, sondern kosmisch, religiös, im Tiefsten geistig orientiert ist. Und er versteht den seltsamen Buchstabenglauben des Mannes, der nichtsdestoweniger jedem Dogma feind war, eben aus der Veranlagung, aus dem geistigen Habitus Lavaters. Also im Ganzen: er hat uns ein gutes Buch geschenkt, das uns einen guten Mann näher bringt, der vielen, ob sie ganz mit ihm übereinstimmen oder nicht, Wegweiser und Helfer sein kann, wenn ihr Herz unruhig ist und den Frieden ersehnt. Und dazu ist Professor Janentzky der kritische Wissenschaftler, der dem Lavaterischen Werk den Dienst erweist, es vor dem Angesicht unserer Zeit zu verstehen, d. h. anzuerkennen, wo anzuerkennen ist, aber auch abzulehnen, wo es die Sache selbst wahrer Objektivität halber, verlangt.

Erich Bockemühl

Hans Nielsen Hauge. Norwegens Erwecker. Von Dr. B. H. Günther. Neumünster, Christophorus-Verlag 1928. 288 S. 6.50 M.

Der Verfasser, der seit vielen Jahren als Pfarrer an der deutschen Gemeinde in Oslo lebt, ist gewiß der geeignetste Mann, Hans Nielsen Hauge den deutschen Lesern bekannt zu machen. Mit Sachkenntnis und Objektivität, anschaulich und unterhaltend erzählt er vom Leben und Wirken dieses merkwürdigen Mannes, der als der religiöse Erwecker Norwegens am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts eine große Rolle gespielt hat. Man merkt, wie ausgezeichnet der Verfasser das Land und die Verhältnisse kennt; Norweger wie Deutsche werden ihm dankbar sein für dieses Werk, das dazu dienen kann, das gegenseitige Verständnis zwischen den beiden nahverwandten Völkern zu fördern.

Gerade für uns in Deutschland und für unsere problemerfüllte und vielfach religiös gequälte Zeit ist es ungemein wohltuend, von Hauges lebensfrohem weltoffenem Christentum zu lesen. Als einfacher Bauernsohn auf dem Lande aufgewachsen, aber von außerordentlicher Begabung, stand er dem Pietismus nahe, und die wenigen Pfarrer dieser Richtung am Ende des 18. Jahrhunderts waren es auch, die ihm verständnisvoll und helfend zur Seite traten, während er von den Rationalisten heftig verfolgt und gehaßt wurde. Gegen deren tote verstandesmäßige Verkündigung wandte er sich mit großer Schärfe. Der Rationalismus war zu Hauges Zeit von Deutschland und Dänemark aus nach Norwegen gedrungen. Aber Hauge hat dessen Vertreter nicht so sehr ihrer Richtung wegen bekämpft als wegen ihres unchristlichen Lebenswandels und ihres Scheinglaubens, der keine sittliche Wirkung ausüben konnte. Ihre trockene Vernunftlehre, die mit einem wirklichen lebendigen Glauben nichts zu tun hatte, war dem von absoluter Wahrhaftigkeit beseelten Hauge von ganzem Herzen verhaßt.

Wie ein Prophet ist dieser junge und ungelernte Bauernsohn durch das ganze Land gezogen und hat es in außerordentlicher Weise verstanden, die Herzen zu ergreifen und zu fesseln. Laien war das Predigen von der damaligen dänischen Regierung verboten worden, da man es als Landstreicherei und Bummlertum ansah. Hauges Feinde fanden in diesem Verbot eine Stütze. Mit unerbittlichem Haß hetzten sie die Behörde gegen ihn auf, so daß er oft und schwer unter Haft und Gefängnis zu leiden hatte. Aber wenn dies auch seine Gesundheit zu Grunde richtete und seinen allzu frühzeitigen Tod verursachte, so vermochte es doch nicht seinen Glauben und seine starke Arbeitsfreudigkeit zu lähmen. Im Gegenteil, alle Feindschaft feuerte ihn nur immer mehr an „zu wirken, so lange es Tag ist". Obwohl Hauge keinen Augenblick daran dachte, an den damaligen kirchlichen Einrichtungen und dogmatischen Auffassungen zu rütteln, besaß er eine ganz auffallende innere Freiheit und Ungebundenheit. Er hatte gar nichts von der hängeköpfigen gefühlsschwelgerischen Frömmigkeit, die so oft die gefährliche Begleiterscheinung und Folge solcher Erweckungen ist und die auch hier und da unter den Haugianern um sich zu greifen drohte. Aber sobald und wo er so etwas bemerkte, bekämpfte er es mit fester Hand. So jung, wie er war, wurde er doch überall als der selbstverständige geistige Führer anerkannt und respektiert, und Jedermann fügte sich willig seinen Anordnungen.

In seiner unerbittlichen Strenge und Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und gegen sündhafte Weltlichkeit könnte man ihn mit Ibsens Brand vergleichen. Aber dabei ist er erfüllt von einer unendlichen Liebe und warmem Verständnis für alle inneren und äußeren Nöte und Leiden seiner Mitmenschen.

Nur sieben Jahre war es ihm vergönnt zu wirken. Dann wurde er wieder einmal verhaftet und mußte nun andre sieben lange Jahre hindurch wie ein schwerer Verbrecher im Gefängnis schmachten. Als seine Gesundheit hierdurch vollständig gebrochen war, wurde er zwar in Freiheit gesetzt, mußte aber immer noch drei Jahre lang auf das Ende seines Prozesses warten. Spät hat er die Genugtuung erlebt, daß der Staat das gegen ih begangene Unrecht einsah: die Geldstrafe wurde ihm zurüc gezahlt und obendrein eine Entschädigungssumme zugebilligt.

Auch wirtschaftlich und politisch ist Hauge für Norwegen vo Bedeutung gewesen, indem er sehr dazu beigetragen hat, di Tatkraft und das Selbstgefühl des norwegischen Bauern z heben: eine Vorbedingung für den Freiheitskampf von 1814.

Borghild Hölscher

Claus Harms. Aus heiliger Vollmacht. Herausgegeben vo Frideborg Ehlers. Berlin, Furche-Verlag. 136 S. 3.60 M

Harms, dessen 150. Geburtstag man 1928 in Holstein feier gehört zu den kräftigsten Predigern und den wirklichen Volks männern der evangelischen Kirche; ein Vorkämpfer erneute Luthertums in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, war er zum Kirchenvater seiner Heimat, eigenwillig und unsystema tisch, aber vielseitig begabt. Die vorliegende Auswahl zeigt sei Christentum beherrscht von dem Gegensatz von Sünde und Gnade daß er auch die Schönheit der Natur stark empfand, wird immer hin angedeutet; daß er zugleich starkes nationales und politische Interesse hatte (hierin von vielen seiner kirchlichen Gesinnungs genossen in Deutschland unterschieden, aber nordischen Luthe ranern verwandt), das sieht man aus diesem Buche nicht. Zwe störende Fehler seien verbessert: von Schleiermachers Rede empfing er, wie er bekannt hat, den Anstoß zu einer ewige Bewegung (nicht Begegnung S. 9), und wenn als die von ihn geschätzten Mystiker (S.11) aufgezählt werden: Tauler, Bandwebe Thomas von Kempen, Tersteegen, so kennt den zweiten woh niemand; aus der Angabe von Tersteegens Beruf wurde irrtüm lich eine Person! Im übrigen enthält das Buch viele gute un ernste Worte, denen man gern nachdenkt, wie (S. 28): Wer mi der Sünde spielt, mit dem spielt bald die Sünde.

Hermann Mulert

Das Walten Gottes im deutschen Methodismus. Mit einer Geleitwort von Bischof Nuelsen und unter Mitarbeit vo Theophil Mann und anderen herausgegeben von Dr. Ott Melle, Direktor des Predigerseminars der bischöflichen Metho distenkirche in Frankfurt a. M. Bremen, Verlag des Traktat hauses 1925. 356 S. Geb. 5 M.

Hat die neueste Zeit uns Deutschen offneren Blick gegeben fü die Bedeutung der großen englisch-amerikanischen Freikirchen der Methodisten, Baptisten usw., so ist hoffentlich auch die Zei vorüber, wo deutsche landeskirchliche Evangelische die zu jene Gehörigen überwiegend mißgünstig oder geringschätzig betrach teten. Mag in jenen Kreisen oft ungerecht über die Landeskirche geurteilt werden, wir als die in Deutschland Eingesessenen habe zuerst die Pflicht, uns um Gerechtigkeit zu mühen. Melles Buch von überzeugten Methodisten geschrieben, ist in vieler Hinsich von allgemeinerem Interesse. Es beginnt mit der Schilderun des Einflusses deutscher Herrnhuter auf Wesley, gibt dann di Geschichte des Methodismus unter den Deutschen Amerikas un zuletzt die des deutschen Methodismus in Europa (auch in de Schweiz und dem Südosten). Wir sollten diese Dinge auch des halb genauer kennen lernen, weil die Wirkung methodistischer Geistes weit über die methodistischen Kirchen hinausgeht, nament lich in der Gemeinschaftsbewegung, aber auch in Männern wi Mott. Und wir müssen uns etwas von dem Sinn wünschen, de sich in dem schönen Wort ausspricht: Methodist sein heißt di Sache des Reiches Gottes über die der eignen Kirche stellen.

Hermann Mulert

Der Tanz des Lebens. Von Havelock Ellis. Übersetzt vo Eva Schuhmann. Leipzig, Felix Meiner 1928. 307 S. 8, geb. 10 M

Zweierlei ist das Ziel dieses Buches: das Leben — es als Kunst zu betrachten (Ästhetik) und es als Künstler zu führe (Kunst). Ellis geht dabei aus von der Voraussetzung „Tanze und Bauen sind die beiden primären und eigentlichen Künste Die Tanzkunst steht am Anfang all jener Künste, die sich zuers im menschlichen Einzelwesen verkörpern. Die Baukunst ist de Anfang all der Künste, die sich außerhalb des Einzelwesens ver körpern. ... Es gibt keine primäre Kunst außerhalb dieser bei den Künste, denn ihr Ursprung liegt weiter zurück als de Mensch selbst; und zuerst war der Tanz der primitive Ausdruc für Religion und Liebe zugleich". Was tanzest du? fragt ma unter den Bantus, wie Livingstone erzählt. Ja selbst die Bau kunst hat man versucht auf den Tanz zurückzuführen, indem ma die wichtigste frühe Bauform, das Nest des Vogels, als Para digma wählte und sie als „zufälliges Ergebnis der ekstatische sexuellen Tänze der Vögel" hinstellte.

Unter diesem Gesichtspunkt des Lebens als Kunst führt Elli den Leser durch die verschiedenen Gebiete menschlichen Lebens i den Kapiteln: die Kunst des Tanzes, die Kunst des Denkens, di Kunst des Schreibens, die Kunst der Religion, die Kunst de Moral.

Das Ziel der Ausführungen ist, den Grund zu einer mög lichen neuen Kultur der wenigen Auserlesenen zu legen. „E könnten doch noch Zufluchtsstätten geschaffen werden, Klöster, w das Dasein sich für Männer und Frauen, die für Schönheit un Wissen leben und die brennende Fackel der Kultur einer künf

igen Menschheit weiterreichen würden, freudvoll erfüllte." „Aus olcher Asche könnte wohl eine neue Welt entstehen."

Die Darstellung geht von Persönlichkeiten aus, mit deren Hilfe der Verfasser sein Ziel herausarbeitet. Z. B. wird die Kunst des Denkens vor allem durch Vaihinger, Lionardo da Vinci, Darwin, Einstein und den psychoanalytischen Gedankenkreis vertreten.

Das Buch bringt viel gute Beobachtungen, gibt Anregungen zum Weiterdenken und zum Leben, aber es stellt das Leben vor uns als eine zerbrechliche Plastik, in die wir selbst eingefügt sind. Es kommt einem die fragende Bitte: δός μοι ποῦ στῶ (gib mir einen Standort). Ellis selbst erzählt von einem jungen Mann, der seine Seele nach allen Seiten analysiert hatte und seinem Leben ein Ende machte, weil es ihm wertlos geworden. Es fehlt der Glaube an ein Ursprüngliches Etwas, das nicht „Fiktion" ist, sondern die Welt und das Leben aus dem Nichts erschuf und ist. Luise Ernst-Freund

Sang des Lebens. Dichtung in sechs Abschnitten. Von Leonore Kühn. Gotha, Leopold Klotz 1927. 75 S. Geb. 5 M.

Die Dichterin hat in den Abschnitten Nacht und Dämmerung, Morgenröte, Tag, Um Mittag, Sinkendes Licht, Der ewige Abend das Leben selbst gestaltet. Das ist Liebe, die große und größte Liebe, Liebe mit den Menschen und Gott und den vielen Wunderdingen der Welt. Da ist wie immer in der Liebe jener Kampf der Mächte und Gewalten, da ist Entsagung und Hingabe ... und da ist vor allem das leidglückselige Herz, in dem das alles geschieht, dies Herz, dem es gegeben war, zu sagen, und das es sagte im Rhythmus und Gesang, so, daß auch das Ungesagte und Unsagbare wie ein Geheimnis und doch erspürbar den Lesenden und der Stimmen Horchenden umweht.

Ich hing an dir, du wundersüßes Leben,
Ich hielt dich stark und eng an mich gepreßt
Wie eine, die da nimmer von dir läßt,
Ewig empfangen will und ewig geben ...

Ich wünsche dem Buch gute treue Freunde ... und allen guten Menschen dieses Buch. Erich Bockemühl

Gesicht und Antlitz. Neue Gedichte. Von Hans Heinrich Ehrler. Gotha, Leopold Klotz 1927. 157 S. Geb. 5 M.

Man hat dieses Buch mit dem württembergischen Literaturpreis des Goethebundes ausgezeichnet. Das könnte etwas rein Äußerliches bedeuten. Eine weitere Empfehlung könnte für Manchen die Tatsache sein, daß Ehrler der Verfasser des kürzlich erschienenen Buches „Das Gesetz der Liebe" ist. Für den, der dies fromme Buch des philosophischen Dichters kennt, dies Buch religiöser Tiefe, das bei allem klugen Verstand mit dem Herzen geschrieben ist, gewiß. Aber die beste Empfehlung dieses neuen Gedichtbandes ist er selbst oder ist ein einziges Gedicht nur, das man gerade ohne irgendwelche Absicht aufschlägt:

Mir scheint, ich müsse aus mir selber gehn,
Als wäre ich mein wanderreifer Sohn,
Ich scheide mich und folg' dem goldnen Ton,
Den fern vom Berge lichte Winde wehn.

Der Weg ist still und wandelt selig weit,
Umblühet aufwärts in den blauen Raum.
Fromm übertrete ich den Himmelssaum.
Ich war nur ausgeliehn der Erdenzeit.

Man bedenke, wie dies differenzierte und tiefe Erlebnis so einfach bildhaft wahr und klar gestaltet ist, wie jede Zeile und jedes Wort und Bild alles um seiner selbst willen und nicht zu irgendwelcher Veranschaulichung da ist, wie es Wirklichkeit und geistige Tatsächlichkeit ist. ...

Was in dem Buche steht? Sang im Wald, Mergentheim, der König, Anima, der Sündenfall, Mozart, Franz von Assisi, Novalis, Wallfahrt, Communio, Wirkung, Sieg — Überschriften, die sagen können: Es war ihm nichts verschlossen, Vergangenheit in ihren Künden und Helden, Gegenwart in ihrer Zeitbewegtheit, Zukunft in sorgender Liebe, und die Freude am Kleinsten, die große, größte Freude, wenn ein Kleinstes die große unendliche Seele anrührt und ganz, o, weltenweit zum Schwingen bringt: religiös ist dieser Mensch und dieses Buch, fromm und gut und vor allem — reich, reich in Liebe — zu dir und mir und Mensch und Gott — zur Menschheit selbst.

Erich Bockemühl

Auf rauhem Wege. Jugenderinnerungen eines deutschen Professors. Gießen, Töpelmann 1927. 215 S. 5, geb. 7 M.

In der Voranzeige zu diesem Buche wurde gesagt, hier liege die eindrucksvolle Schilderung der Jugend eines Gelehrten vor, der sich aus tiefster Barbarei emporgearbeitet habe. Diese Behauptung wird durch die Lektüre bestätigt. Wir erfahren, daß der Verfasser — kurz vor 1870 in einem polnischen Landstädtchen als Sohn eines bemittelten Kaufmanns geboren — jahrelang in dumpfen Kellerräumen von Händlern, die nebenher Gelehrte waren, im Talmud unterrichtet wurde. Jede Lektüre einer Zeitung oder eines weltlichen Buches war streng verboten. So bezog denn der wißbegierige Knabe seine Weisheit von den Bildern der Streichholz- und Zigarettenschachteln oder der Briefmarken. Das Bild einer solchen Schachtel hat ihm die erste Bekanntschaft mit Bismarck vermittelt. Ein freigeistiger Vetter sorgte für weltliche Lektüre, so wurde es möglich, Schillers Maria Stuart in einer hebräischen Übersetzung kennen zu lernen. Daß der Knabe vom Westen die abenteuerlichsten Vorstellungen hatte, wird nicht wundernehmen, und er hat manchen Anlaß zu unfreiwilligem Humor gegeben, als er — 14jährig nach Posen fliehend — sich an deutsche Verhältnisse gewöhnen mußte. Ergötzlich ist gleich das erste Abenteuer, wie er, im Wartesaal in seine Gebete vertieft, draußen seinen Zug abfahren hört, und laut Halt rufend hinterdreinstürzt. Sehr ausführlich ist die Posener Gymnasialzeit geschildert. Die Lehrer wie die damalige Posener Gesellschaft werden anschaulich charakterisiert. Wir erfahren zugleich, wie der Schüler in den Ferien sich zahlreiche fremde Sprachen aneignet und schon als Primaner großes Ansehen als Kenner uns fernliegender Sprachen genießt. Der Ausbildung folgt die schmerzvolle Trennung vom Elternhause, welche die Mutter, die damit ihren einzigen Sohn verlor, nicht lange überlebt hat. Mit der Ankunft des jungen Studenten in Berlin schließt das fesselnd geschriebene Buch. Man möchte wünschen, daß noch eine Schilderung der Studenten- und Dozentenzeit folgte. Verfasser hätte darüber, wie Rezensent aus persönlichen Gesprächen weiß, viel sehr Interessantes zu sagen.

Dieses Buch ist aber nicht bloß Biographie, sondern zugleich eine Kulturgeschichte des östlichen Judentums, allerdings gesehen mit den Augen eines Kritikers, der sich für den Westen entschieden hat. Es ist unmöglich, darzulegen, was man alles über jüdische Festbräuche, Familiensitten, Aberglauben usw. aus dem Buche erfährt. Und es sind Mitteilungen eines, der sich nicht bloß durch gelegentliche Studienreisen darüber informiert — siehe dazu die gewiß verdienstvolle Schrift von A. Jeremias: Jüdische Frömmigkeit, Leipzig, Hinrichs 1927 — sondern in dieser Welt aufgewachsen ist. Darum hat das Buch geradezu Wert für die Religionswissenschaft als eine Fundgrube für Vieles, was sonst nicht literarisch festgelegt ist. Erich Fascher

Die Lichtbringer. Die Geschichte vom Niedergang eines Naturvolkes. Von Erich Scheurmann. Oberhof i. Thür., Maien-Verlag 1928. 236 S. 4.50, geb. 5.50 M.

In neunzehn Bildern schildert Verfasser den Verlauf der Kolonisation eines primitiven Volkes, das seine Heimat auf Samoa oder auf einer Insel um Samoa hat, deutlich aber zum ehemaligen deutschen Schutzgebiet im australischen Archipel gehört. In seinem Urzustande ist es stark, gesund, natürlich und kindlich, seine Sitten zeugen von Freude an der Natur, an körperlicher Schönheit und von gezähmter Sinnlichkeit. Dahinein kommen die zivilisatorisch überlegenen Weißen, zunächst einzeln, dann in Menge, schlechte und gute, alle aber verständnislos gegen die natürliche Eigenart der Urbewohner: die Pflanzer beuten aus, die Mission verfehmt die natürlichen Sitten, die Regierung schwebt als fremde Gewalt über den Stämmen, unverstanden in ihren Maßnahmen. Der Freiheitsdrang fordert Opfer. Der Weltkrieg bricht aus, das Schutzgebiet wird von den Engländern übernommen, die Deutschen als ehemalige Herren werden verleumdet, die Verwirrung der Eingeborenen steigt. Eingeschleppte Grippe rafft den vierten Teil der Bevölkerung hinweg. — Das Buch hat eine deutliche Tendenz: nicht etwa gegen Mission und Kolonisation überhaupt, sondern gegen die verständnislose Kolonisation, die mit dem Anspruch auftritt, das allein wahre Licht zu bringen, und damit das selbständige Wesen und die urwüchsige Naturkraft der „Wilden" zerstört. Der Titel ist ironisch gemeint. Das Buch predigt die Forderung, diese farbigen Rassen sie selbst sein und sie in Freiheit sich die überlegene Zivilisation anpassen zu lassen, sonst schlagen einmal verheerend die Flammen des Aufruhrs unter diesen durch den Weltkrieg wissend gewordenen Völkern empor. Ich kann nicht prüfen, inwieweit der Verfasser die Ureinwohner idealisiert hat, aber mit seiner Forderung hat er grundsätzlich recht, um so mehr, als heute in der Tat die samoanische Bevölkerung aufruhrbereit der englischen Regierung Schwierigkeiten bereitet. — Der Stil ist sehr gewandt und durchgebildet, die Bilder von fremdartiger Farbenpracht und das ganze Buch so fesselnd geschrieben, daß man es mit großem Vergnügen liest und sich seine Mahnungen durch den Kopf gehen läßt.

Georg Wünsch

Die Verteilung der Erde. Eine historische Erzählung aus deutscher Vergangenheit. Von Georg von Hassel. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1927. 327 S. 4, geb. 6 M.

Das Buch ist ein historischer Bericht in erzählender Form und hat zum Gegenstand gewiß deutsche Vergangenheit, aber eine solche, die sich im wilden, noch unerforschten Venezuela abspielt. Es schildert die ersten Versuche deutscher Kolonisation in überseeischen Ländern, damals getragen von dem großen, weltberühmten Augsburger Handelshaus der Welser, das 1528 die noch unerforschte Kolonie Venezuela von Kaiser Karl V. übertragen bekam. Die Schilderung ist ein wenig trocken, dafür aber um so zuverlässiger. Der Verfasser hält sich an die Tatsachen und verbindet sie und schmückt sie aus mit wenigen erfundenen, aber aus der Zeit heraus empfundenen Szenen, die zum Zweck haben, die Umwelt dieser Entdecker- und Eroberergeschichte verständlich zu machen. Den Kern bildet die Darstellung der unsäglich müh-

samen, abenteuerreichen Expeditionen in unerforschtes Urwaldland. Was haben diese Menschen alles ertragen! Welche Energien aufgewandt! Wie gekämpft mit Hunger, Kälte, Hitze, Regen, Sümpfen, einer Übermacht von Eingeborenen, mit Intriguen, Falschheit und Hinterlist. Alles um des Goldes willen, das man in diesen Ländern vermutete. Ungeheure Grausamkeiten wurden begangen an der Urbevölkerung und am weißen Rivalen. Man erfährt von den gewaltigen Leistungen der Deutschen Georg Hohermuth, Philipp von Hutten, Nikolaus Federmann und Ambrosius Ehinger; geschickt läßt der Verfasser Ausblicke tun auf die Eroberungen Pizarros und Cortes' und die Scheußlichkeiten, die dabei mit unterliefen. So entwirft das Buch in den entscheidenden Zügen das Bild einer historischen Welt, von der auch der deutsche Gebildete sehr wenig weiß, entwirft dieses Bild in starken, eindrucksvollen Farben, deutlich Licht und Schatten herausheben, deutlich gerade dadurch, daß ohne schriftstellerisches Pathos schlicht und einfach, dafür um so kräftiger die Ereignisse selbst zum Reden gebracht werden. Man legt das Buch nicht aus der Hand, ohne erschüttert zu sein von der Schuld, die die weiße Rasse in ihrem sinnlosen Golddurst auf sich geladen, und von der Rache der Geschichte, die diesen Goldsegen teils in furchtbaren Fluch verwandelte, teils alle Erfolge dieser entsetzlichen Mühen ins Nichts verflüchtigte. So wirkt dieses Buch nicht nur sehr fesselnd auf den Leser, sondern ist dazu von großem historischem und ethischem Interesse. Ich kann mir denken, daß auch die reife Jugend gerne zu diesen spannenden und lehrreichen Schilderungen eines Stückes deutscher Vergangenheit und deutscher Leistung, die freilich von nur spärlichem Erfolg begleitet war, greifen wird. Georg Wünsch

Wöchentliche Chronik

In der Predigt bei Eröffnung des Reichstags sagte Oberdomprediger D. Burghart: „Wir Evangelischen haben eine starke Scheu davor, irgendeine unserer parlamentarischen Parteien mit dem Namen ‚evangelisch' zu bezeichnen. Wir haben die Sorge, daß das Evangelium dadurch Schaden leidet und eingeengt wird. Dagegen erwarten wir von den erwählten Vertretern des Volks, daß sie als evangelische Männer und Frauen im Parlament niemals vergessen, daß auch sie nur leben können von den Kräften des Evangeliums, und wir haben die Bitte an sie, daß sie über alle Schranken der Parteien hinweg sich zusammenfinden, um bei der Lösung all der großen und wichtigen Aufgaben, die ihrer warten, sich zu orientieren an den Grundsätzen des Evangeliums."

Reichsminister a. D. von Keudell hat seinen Reichsschulgesetzentwurf als Reichstagsmitglied namens seiner Fraktion wieder eingebracht.

„Der Reichsbote" ist vom Evangelischen Bunde angekauft worden. Protbl 30

Als erster Wochenendpfarrer ist Pfarrer Liz. Frick nach Bad Saarow berufen.

Selbstmorde 1926 in Preußen: 9746, 6988 männlichen, 2758 weiblichen Geschlechts. 25,3 auf 100 000. Berlin: 47 auf 100 000.

Die Zahl der Juden in Berlin hat sich seit 1811 von 3292 (1,94 %) auf 172 762 (4,29 %) in 1925 erhöht.

Der Hannoversche Landeskirchentag beschloß ein Kirchengesetz über die Vorbildung der Geistlichen, in dem die Studienzeit auf acht Semester festgelegt wurde: acht nach dem Graecum, sieben nach dem Hebraicum.

Für Heidelberg ist die Stelle eines Studentenseelsorgers geschaffen worden.

Sächsische Wahlen zum Elternrat. Dresden: 16 939 weltliche Liste, 20 973 christliche Liste, — 23 571 Enthaltungen.

Die „Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände" hat die bisher stets abgelehnte Aufnahme des „Bundes sozialistischer Freidenker" beschlossen. Ein großer Kongreß der Freidenkerverbände findet vom 29. September bis 1. Oktober in Dessau statt. Bei den Wahlen des Berliner „Vereins für Freidenkertum und Feuerbestattung" haben die Sozialisten über die sie stets heftig bekämpfenden Kommunisten eine kleine Mehrheit gewonnen. Dagegen haben in Leipzig die Kommunisten den Präsidenten der „Internationalen Proletarischen Freidenker" Professor Hartwig in einer Versammlung nicht zu Worte kommen lassen. Die genannte Internationale hat ein Freidenkerabzeichen — rote Standarte mit den Buchstaben I P F in Gold — beschlossen. DEK

Kongreß der Deutschen Freidenker in Frankfurt a. M. Abgelehnt wird: den Mitgliedern zu verbieten ihre Kinder in den Religionsunterricht zu schicken, sie taufen und konfirmieren zu lassen. FZ 528. — Der „Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung" umfaßt 600 000 Mitglieder, er hatte während der letzten zwei Jahre einen Zuwachs von 250 000. FZ 525. — Geschäftsführer Sievers: „Wir wollen nicht die Feuerbestattler bleiben, wir müssen zur großen Freidenkerbewegung kommen." Der Verlag soll die Zentrale der antireligiösen Literatur werden. Eine Schule für Freidenker-Lehrer und -Funktionäre wird geplant. Laut Satzungsänderung lautet es in § 1: „Der Zweck ist die Verbreitung der freigeistigen Weltanschauung (Atheismus)." Laut § 2 können Kinder aufgenommen werden vom vollendeten ersten Lebensjahre an. — Die geringe Minderheit der Kommunisten wurde scharf bekämpft. Vksst 165

Der Erzbischof von Canterbury wird am 12. November aus seinem Amte scheiden. Mutmaßlicher Nachfolger ist der Erzbischof von York. FZ 556

Der im April im Haag versammelt gewesene katholische Filmkongreß hat bei den einzelnen Staaten die Errichtung von Filmkommissionen beantragt, die alle Filme verbieten sollen, die die Religion verächtlich machen oder kirchliche Einrichtungen oder Personen diskreditieren, ferner alle Hetzfilme gegen Nationen, Völker oder Rassen und alle Filme, die den Krieg verherrlichen und die das Familienleben zerrütten.

In 40 polnischen Landgemeinden haben Abstimmungen über die Einführung des Prohibitionsgesetzes überwältigende Mehrheiten ergeben. Die Frage des Alkoholausschanks wird vom 1. Januar 1929 an neu geregelt.

Der Erzbischof von Köln und der Bischof von Münster haben zwei Schriften von Dr. Johannes Hessen, a. o. Professor in Köln, wegen unkirchlicher Geistesart verboten: „Die Weltanschauung des Thomas von Aquin" und „Die Erkenntnistheorie beide 1926 erschienen.

Der Klerus des deutschen Teils der Diözese Trient hat ein neues, von allen Seelsorgerpriestern unterzeichnetes Schreiben an den Papst gerichtet. Darin heißt es: „Die Zahl der schulpflichtigen Kinder ist 20 359, von denen 17 820 gleich 87,5 Prozent Deutsch und nur 2537 gleich 12,5 Prozent Italienisch als Familiensprache haben. Es ist unmöglich, den 18 000 deutschen Kindern den Religionsunterricht in italienischer Sprache zu erteilen. Der deutsche Klerus unterbreitet dem Heiligen Stuhl die Bitte, es mögen die im Lande befindlichen Priester italienischer Nationalität angewiesen werden, sich auf die Betreuung der Kinder italienischer Muttersprache zu beschränken." — Schließlich wird die Bitte um die Entsendung eines apostolischen Visitators deutscher Sprache, der Bürger eines neutralen Staates ist, zum Zwecke, die religiöse Lage in Südtirol kennen zu lernen, wiederholt.

Die Prawda, das führende Blatt der Kommunistischen Partei Sowjetrußlands, vom 13. April 1928, enthält einen Notschrei der Gottlosen: Von dem Bund der Gottlosen würden in der ganzen SSSR nur 123 000 Menschen erfaßt, dagegen gäbe es an aktiven Arbeitern der religiösen Gemeinschaften und Sekten gegen zwei Millionen. REVP 7

Die Einwohnerzahl des Bezirks Blumenau in Brasilien ist von 45 089 in 1907 auf 98 663 in 1927 gestiegen, die Verhältniszahl der Evangelischen dagegen von 53,2 auf 47,7 % gesunken. Die Stadt Blumenau zählt noch 3228 Evangelische gegen 2996 Katholiken, der Distrikt 16 833 Evangelische gegen 6930 Katholiken.

In Pittsburg wurde der Turm einer protestantischen Kirche ganz aus Aluminium hergestellt. FZ 552

Von Personen. Promoviert: Professor der staatlichen Hochschule für Musik Max Seiffert in Berlin zum D. von Kirchenpastor Theodor Just in Düsseldorf, Vorsitzender der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft, und Professor Lic. Dr. Erich Barnikol in Kiel zu DD. von Bonn. Habilitiert: Pfarrer Lic. Heinrich Schlier in Casekirchen für Neues Testament in Jena. Abgelehnt hat Professor D. Weber in Bonn den Ruf nach Berlin. E S

Verschiedenes

Zu dem Artikel „Eugenik und Evangelium" in Nr. 13

Was man auf dem Wege der Statistik an Ergebnissen gewonnen hat, erscheint oft so beweiskräftig, daß man sich ihrer mannigfachen Bedingtheit gar nicht bewußt wird. Statistiken sind immer ungenau, nicht so sehr die Zahlenangaben selbst, sondern insofern als nicht angegeben wird, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln sie gewonnen sind. Außerdem bedarf die Materie, auf die sie sich beziehen, stets einer genauen Untersuchung ihres Wesens. Unterläßt man eine gründliche Prüfung gerade dort, wo man auf Grund von statistischen Ergebnissen irgendeinen Eingriff in das Werden der menschlichen Gesellschaft tut, so muß sich das endlich rächen. Die nicht eliminierten Fehler verdoppeln sich und der entstehende Schaden kann unübersehbar werden.

Einige Beispiele sollen genügen. Das Zahlenmaterial, das Siemens in seiner Schrift über die Rassenhygiene verwendet, stammt zum Teil noch aus der Vorkriegszeit. Es ist vielleicht der Umstand selbst, daß es etwa fünfzehn Jahre zurückliegt, nicht unbedeutsam; in dieser Zeit hat aber die Gesellschaft (bes. in Deutschland) infolge des Krieges, der Revolution und der Inflation eine starke wirtschaftliche Umschichtung erfahren: große Teile des Vorkriegsmittelstandes sind in das Proletariat hinabgesunken. Damit würde notwendigerweise eine Verschiebung in den Statistiken eintreten.

Bei dieser Betrachtung taucht gleich ein zweites Problem auf. Welches sind denn die biologischen Grundlagen des unterschichtes Standes überhaupt? Die „Masse" ist in diesem Sinne nicht immer Masse gewesen. Sie hat sich erst seit etwa drei bis vier Generationen dazu entwickelt und stammt aus dem Kleinbürgertum und Kleinbauerntum her, also aus einer „kulturfähigeren" Schicht. Die Summe von Erbanlagen, die das Proletariat sein

Herkunft verdankt, tritt heute nicht in dem Maße zu Tage als man zu erwarten hätte. Wir müssen demnach zunächst einen geistigen Verfall feststellen. Dem sozialen Niedergang einer Volksschicht geht ein geistiger Niedergang parallel. Besteht zwischen beiden ein Abhängigkeitsverhältnis und welcher Art ist es? Vererben sich die festgestellten Verfallserscheinungen auf die Nachkommenschaft oder sind sie nur temporärer Natur? Diese Zusammenhänge müssen erst aufgedeckt werden, ehe man den Durchschnitt des Proletariats von vornherein als minderbegabt gelten läßt. Inwieweit der Alkoholismus und die Syphilis die Erbanlagen dauernd oder vorübergehend beeinflussen, Faktoren, die ebenfalls für den sozialen Niedergang stark ausschlaggebend sind, ist auch noch keineswegs mit Sicherheit klargestellt.

Zu den Statistiken über die Leistungen der Schulkinder sei noch bemerkt, daß die Einflüsse der häuslichen und außerhäuslichen Umwelt und mittelbar der mannigfaltigen Kindheitseindrücke auf die Leistungen (Gedächtnis, Denkfähigkeit, Schlagfertigkeit usw.) ebenso noch zu wenig erforscht sind, als daß hier ein abschließendes Urteil gefällt werden könnte. Oft stehen auch die Leistungen in der Schule mit den späteren Leistungen draußen im Leben in einem ziemlichen Mißklang.

Die in Kürze genannten Punkte mögen genügen, um die Unsicherheit der von Siemens aufgestellten Schlüsse aufzuzeigen. Die Vererbungs- und Rassenbiologie ist noch eine sehr junge Wissenschaft, und der alleinige unbedingte Geltungsanspruch, der von ihr in der Rassenhygiene für die Praxis sehr selbstbewußt erhoben wird, ohne auch nur im geringsten soziologische und psychologische Momente in Betracht zu ziehen, ist sehr gewagt. Und nun noch eine Schlußbemerkung. Mehrmals heißt es in der von Siemens vertretenen Rassenhygiene, daß sie keineswegs Klassenhaß predige und mit Klassenpolitik nichts zu tun habe. Das muß stutzig machen. Weshalb entschuldigt sie sich so eifrig? Wer hat hier angeklagt? Anscheinend fühlt sie ganz von selbst ihren unsozialen Charakter.

Leipzig Hanns Kosmala

Heldenverehrung auf einem Bierabend

Im Hotel Marquardt zu Stuttgart fand zu Ehren der Ozeanflieger ein Bierabend statt. Eine Szene daraus schildert der Burschenschafter .... Arminiae-Stuttgart in der „Württembergischen Hochschulzeitung". Man darf sagen: Was da geschehen ist — man erduldet es mit dem vielen Übrigen. Aber daß unsre studentische Intelligenz und Moral es fertig bringt, so davon zu schreiben, ist unerträglich. Man denkt unwillkürlich an die Memoiren des Prinzen Domela. Der Text der Hochschulzeitung lautet nach FZ 531 wie folgt:

„‚Old friend, how do you do?' (frug Hünefeld Fitzmaurice.) Fitz zeigt seine etwas lückigen Zahnreihen, grinst: ‚O, I am stinkbesoffen', und dabei lächelt er ganz harmlos in die Runde. Das allgemeine Gelächter scheint ihn darin wenig zu stören, doch, als man ihm wegen seiner fabelhaften Deutschkenntnisse daraufhin Komplimente macht, gibt er bereitwilligst noch weitere Auskunft: ‚The first words, I learnt, when I was in Germany, were: ik lieb dik, main Lieblink, Prossett and stinkbesoffen.' Der Ober muß wieder springen, dann hallt's ‚Prosit Major' — ‚Prosett, gentlemen.' Aber den tiefsten Sinn der Bedeutung des Wortes ‚stinkbesoffen' schien der Kommandant der irischen Luftstreitkräfte doch noch nicht begriffen zu haben; doch da war keine Not: wenn es ihm jemand beibringen konnte, so konnte es bei solchen Lehrmeistern am ehesten geschehen. Deutsch verstand er nicht, so wurde ihm ab und an erklärt, während man bezeichnend an sein Glas klopfte: ‚Major, we now drink our rest, you understand, all we have in our glass.' Ob er wollte oder nicht — Boden hoch, und vorne lief's von selber."

Ein Kulturdokument! Wir tilgten in letzter Stunde den Namen des Berichterstatters: er soll nicht zu den Vorbestraften gehören. Aber wo blieb die Redaktion? Wir kennen die Württembergische Hochschulzeitung nicht. Aber sie konnte sich, dem Schreiber und uns diese üble Sache ersparen. Man schämt sich.

Schwindel mit Trunksuchtmitteln

Man schreibt uns von sachkundiger Seite:

In Tageszeitungen, Zeitschriften und Familienkalendern sind häufig Anzeigen zu finden, in denen Heilmittel gegen die Trunksucht angepriesen werden, bisweilen unter Zusicherung scheinbar weitgehender Garantie. Jeder, der in der Fürsorge für Alkoholkranke tätig ist, weiß, daß es ein wirksames Mittel gegen die Trunksucht nicht gibt. Derartige Anzeigen sind ausnahmslos als Schwindel zu bezeichnen, vor dem wir die Angehörigen Alkoholkranker nicht eindringlich genug warnen können. Die öffentliche Anpreisung von Trunksuchtsmitteln ist verboten und unter Strafe gestellt. Trunksucht ist eine Krankheit wie jede andere, nur daß hier die Ursachen ungleich komplizierter und schwerer erkennbar sind (weil häufig im Körperlichen und Seelischen liegend), als z. B. bei der Tuberkulose. Trunksucht ist heilbar, aber nicht durch Geheimmittel. Voraussetzung der Heilung ist in jedem Falle Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken, die, wenn anders nicht möglich, in einer Heilanstalt erreicht werden muß. Angehörige von Trunksüchtigen erhalten am besten Rat und Hilfe in den Beratungsstellen der städtischen Wohlfahrtsämter oder, wo diese nicht vorhanden, der alkoholgegnerischen Vereine.

Kleine Mitteilungen

Zu Spalte 719: Könnten, sollten wir nicht die deutschen Christen, die unter solchen Schrecknissen arbeiten, ganz anders auf dem Herzen tragen und unterstützen? Das trifft also in diesem Falle die Ostasienmission (AEPMW): Berlin W 57, Pallasstraße 8/9.

Zu einer Freizeit mit dem Leitwort „Die Kirche in unsrer Gesellschaft" lädt das Volkshochschulheim Habertshof, Elm bei Schlüchtern, für 5.—18. August. Kosten 3 Mark täglich.

Das Thema, über das E. Thurneysen am 8. Oktober in Basel zu den Freunden der Christlichen Welt sprechen wird, lautet: „Offenbarung in Religionsgeschichte und Bibel."

Das reichhaltige Heft, mit dem die Neuen Wege L. Ragaz zu seinem sechzigsten Geburtstage grüßen, enthält einen kaum zwei Seiten langen Artikel von Fr. W. Foerster: „Was heißt Deutschfreundlich sein." Wir hofften auf ein verständigendes Wort bei dieser Gelegenheit. Und die letzte Meinung ist ja gut. Aber das ist doch alles konstruiert und schief gesehen. Richtige Elemente falsch gemischt. Es sieht gewiß nicht schön aus in Deutschland, aber so sieht es nicht aus. Weder das alte noch das neue Deuschland können wir aus dieser Skizze wiedererkennen. Und da nun eine Menge wohlmeinender Ausländer sich an solches Bild vertrauend halten, kann man seine Verzeichnung nur immer wieder laut beklagen. Gerade weil man ein letztes sittliches Pathos (zu deutsch: Leiden und Leidenschaft) gerne anerkennt. Aber schließlich weiß unsereiner doch auch etwas davon, in was für einem Volke er lebt.

Die „Weltkonferenz", welche die World Alliance for promoting international Friendship through the Churches vom 24. bis 30. August in Prag abhält, unter dem Patronat des Präsidenten Dr. Masaryk, ist eine Delegiertenkonferenz und also in ihren eigentlichen Sitzungen nicht Jedermann zugänglich. Den Hauptvortrag hält Reichsgerichtspräsident D. Simons. Es handelt sich letztlich um die Fassung von Beschlüssen.

Endlich bitten wir in Nr. 14 einige erhebliche Druckfehler zu verbessern: Sp. 643 unter den Bibelstellen muß es heißen Mal. 3, 19 und Röm. 11. Sp. 681 Z. 2 v. u. „erlaubt" statt „glaubt". Sp. 683 Absatz 2 Zeile 4 „versagen" statt „verlangsamt". Zu Spalte 684, Mitte, geht uns folgende Ergänzung zu: „In der letzten Nummer wurde in einer Notiz über das Internationale Sozialwissenschaftliche Institut in Genf eine Hoffnung für eine Wirklichkeit genommen, insofern die von England noch nicht einen regelmäßigen Mitarbeiter an das Institut entsandte, obwohl Fräulein Lucy Gardner in Genf gelegentlich mitgearbeitet hat. Die Hoffnung besteht aber, daß noch andere Kirchen außer dem deutschen Kirchenbund und dem Federal Council solche Mitarbeiter schicken werden." R

Versammlungskalender

3.—10. August Internationaler Versöhnungsbund Jugendlager Sandwich
5.—18. August Freizeit Habertshof
6.—12. August Weltjugendlager Freusburg
13.—15. August Internationaler Kongreß antimilitaristischer Pfarrer Amsterdam
14.—16. August Internationaler Altkatholikenkongreß Utrecht
16.—19. August Deutscher Evangelischer Pressetag Köln
17.—26. August Weltjugendfriedenskongreß Eerde
18.—23. August Internationale Kreuzrittertagung Bad Boll
19.—26. August Lutherisches Einigungswerk Hamburg-Altona
20.—21. August Internationale Christliche Pressekonferenz Köln
21.—25. August Internationaler Kongreß gegen Alkoholismus Antwerpen
24.—25. August Internationales Treffen der Religiösen Sozialisten Le Locle
24.—30. August Weltkonferenz für Friede und Freundschaft der Kirchen Prag
27. August — 1. September Pfarrer-Lehrgang moderne Leibesübungen Kassel
29.—31. August Evangelisch-Christliche Einheit (Kambaud) Eisenach
30.—31. August Deutscher Hugenottenverein Magdeburg
31. August — 3. Sept. Stockholmer Fortsetzungsausschuß Exekutivkomitee Prag
4. September Fünfzigjahrfeier der Neukirchener Mission Neukirchen
6.—9. September Deutscher Katholikentag Magdeburg
17.—21. September Gustav Adolf-Verein Freiburg i. Br.
17. September — 18. Dezember Kursus für männliche Wohlfahrtspfleger Spandau
18.—21. September Hundertjahrfeier der Rheinischen Mission Barmen
21.—25. September Kongreß für Innere Mission Königsberg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 5. Oktober Deutscher Protestantentag Eisenach
8. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel
8.— 9. Oktober Gesellschaft für Kirchengeschichte Frankfurt a. M.
9.—12. Oktober Deutscher Evangelischer Theologentag Frankfurt a. M.
15.—18. Oktober Internationaler Verband zur Verteidigung des Protestantismus Budapest und Debrezin

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt, Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke

Inhalt von Nr. 30: Geh aus mein Herz (Rust). Die Pressa I (Radecke). Neue Metaphysik I (Steiner). Zensurenmachen (Jungnickel). Die kirchlichen Wahlen in Preußen. Von gestern usw. (Die politische Neutralität, Berliner Flaggenstreit, Schulrat Kurz, Paul Göhre, Zusammenschluß der niedersächsischen lutherischen Kirchen, Ein Apostolikumstreit in Osnabrück, Der Reichsbote u. a.).

Inhalt Nr. 31: Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre (Rust). Die Pressa II (Radecke). Neue Metaphysik (Steiner). Von der badischen Landessynode. Ein Gleichnis (Goldschmit). Altes und Neues. Von gestern usw. (Protestantentag am 3. und 4. Oktober in Eisenach, Die Flagge an der Berliner Propstei, Apostolische Sukzession, Der Kulturprotestantismus, Die Volkskirche und die Gemeinschaften, Konnersreuth u. a.). Büchertisch.

Friedrichroda
im „Heim der Freunde der Christlichen Welt"
Montag, den 16. August, Nachmittags ca. 3 Uhr
Vortrag (Rade) und Aussprache:
„Der gnädige Gott."
Die Freunde eingeladen! Gäste willkommen!

Heim der Freunde der Christlichen Welt
Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6
Schönste stille Lage unmittelbar am Walde. Bebaglich eingerichtete Zimmer. Gute Verpflegung. Auf Wunsch vegetarische oder diätetische Küche. Geistige und gesellige Gemeinschaft ohne jeden Zwang. Für alle Freunde und Gesinnungsgenossen geeignetster Aufenthalt.
Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Fernsprecher 270.

Evangelischer Diakonieverein E. V.
Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 5
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)
Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.
Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Preis-Aufgabe!
tsreuz tlham, tmmok tsreuz rew
Für die richtige Lösung obigen Sprichwortes haben wir folgende Preise ausgesetzt:
1. Preis: 1 Eßzimmer-Einrichtung
2. Preis: 1 Schlafzimmer
3. Preis: 1 Kücheneinrichtung
4.-6. Preis: 3 Wäscheausstattungen
7.-16. Preis: 10 Grammophone
17.-20. Preis: 4 Fahrräder für Damen od. Herren
21.-23. Preis: 3 Photo-Apparate
24.-50. Preis: Taschenuhren
sowie eine große Anzahl diverser Trostpreise in reizender Ausführung.
Gewinner eines obengenannten Preises **ist Jeder,** der uns die richtige Lösung einsendet. Die Preise werden ausgelost. Die Einsendung muß sofort erfolgen und verpflichtet Sie zu nichts. Wir bitten, die Lösung in genügend frankiertem Brief einzusenden. Für besonders gewünschte Auskunft wird um Rückporto gebeten. Schreiben Sie sofort an:
H. Ulbrich, Braunschweig Nr. 1423.

Dieses Buch*) hat die Auszeichnung eines Preises verdient. Diese Gedichte sind es wirklich von innen her und nicht versifizierter Stoff und Zufall des Tages. Nicht lyrische Stimmung, die immer verstimmt, weil sie auf den trüben seelischen Zustand des Lesers spekuliert, der, was fehlt, ergänzen soll. Die äußere Form dieser Gedichte hat daher auch keine Sprünge und Risse. Dem gefühlsmäßig Bewegten ist, wo sich der Prozeß der Kristallisation vollzieht, als welcher eben das wahre Gedicht ist, immer das Gedankliche gegeben, dieses Spezifische der dichtenden Person. Denn Gefühle sind jedermanns. Sogar gereimte Gefühle. Die in dieses Gedankliche einbezogene Welt mag, fromm, wie sie überdacht ist, nicht groß oder weitläufig sein. Aber es genügt, daß sie überhaupt ist. Die Weite des Umwegs zum Sich über die Welt entscheidet ja nicht unbedingt über dessen Wert."

Die Literarische Welt

*) Gesicht und Antlitz. Neue Gedichte von Hans Heinrich Ehrler. Ganzleinen M. 5.— (Leopold Klotz Verlag, Gotha)

Berlin W 56 Oberwallstr. 16 a
Gabbe's Lehranstalten mit Interna Abitur, O. II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-E Latinum, Graecum, Hebraicum, Physikalisch-chem. Laboratorium.

Die **Rudolf Steiner-Blätter** (jährlich ca. 6 Hefte), herausgegeben von Karl Ballmer, führen Anthroposophie und das „Ereignis Rudolf Steiner" auf wissenschaftlich-philosophischem Niveau in die Diskussion der Gegenwartsphilosophie ein. — Heft 1 beleuchtet die Problematik der jüngsten Philosophie: Ed. v. Hartmann, Haeckel, Rickert, Ewald, Husserl, Scheler, Nic. Hartmann, Tröltsch usw. und entwickelt neuartige Fragestellungen des Erkenntnissystems Rudolf Steiners. Ein „Offener Brief" setzt sich mit Lic. Dr. Kurt Leese, Hamburg, auseinander. Heft 1 RM. 1.50, Verlag der Rudolf Steiner-Blätter, Hamburg 24, Lübeckerstraße 4, Postscheck Hamburg 28665.

Die Prosaschule von Dr. Broder Christiansen (Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder. Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Ein kleines Institut für gehörl Mädchen sucht zum 1. Se tember eine nicht zu junge **Stütze** zur Hilfe der Leiterin in Erziehu und Haushalt. Aufwärterin vo handen. Möglichkeit zu eigener Fo bildung, auch im Schneidern. E pfohlen durch Frau Rade. A fragen an Frl. Gebhardt, Ma burg a. L., Sybelstraße 17.

Anzeigen in der „Christlichen Welt" finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Halt gebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: d viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23 18
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 18. Augu